



Entlarvt.

Roman

von

M. E. Braddon.

Verf. von: „Lady Audley's Geheimniß“ — „Henry Dunbar“ — „Raubvögel“
„Charlotten's Erbschaft“ zc.

Aus dem Englischen

von

A. Kretzschmar.



Vierter Band.



Berlin, 1870.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Wieder auf der Lauer.

Wie sanguinisch Victor Carrington auch gewesen war, und wie zuversichtlich er auf den Zauber, den Pauline auf Douglas Dale ausübte, auch gerechnet hatte, so war er doch nicht auf die Nachricht gefaßt, welche Miß Brewer's versprochener Brief ihm wenige Stunden nachdem Pauline die Verlobte des reichen jungen Mannes geworden, mittheilte.

Dies war ein Erfolg, der seine Erwartungen weit übertraf. Er glaubte nicht an das Gute; er betrachtete die Menschennatur nur mit Mißtrauen und Verachtung, und deshalb fiel es ihm auch nicht ein, Madame Durski's Verhalten auf Rechnung von etwas Anderem als Koketterie und Unbeständigkeit zu bringen.

Sein Erstes war, am nächstfolgenden Tage zu der Stunde, wo sie Besuch zu empfangen pflegte, bei ihr zu erscheinen.

Er nahm das vertrauliche Gespräch, welches

sie während seines letzten Besuchs mit einander gehabt, wieder auf, als ob es gar nicht unterbrochen worden wäre, und kam sofort auf Douglas Dale.

Pauline ging auf dieses Thema, welches jetzt ohnehin alle ihre Gedanken beschäftigte, bereitwillig ein, und Carrington begann seine Rolle zu spielen.

Er versicherte Pauline seines warmen Interesses für sie, des Einflusses, welchen er auf Sir Reginald Eversleigh besäße, und der Befürchtung, welche er hegte, daß sie durch irgend einen verrätherischen Schritt von Seiten Reginald's in eine sehr unangenehme Situation versetzt werden könnte.

„Reginald besitzt keine wirkliche Liebe zu Ihnen," sagte Carrington. „Er würde nicht zögern, Sie seinem Interesse zu-opfern; seine Eitelkeit und Launenhaftigkeit ist aber so groß, daß es unmöglich ist, zu berechnen, welcher Art von Thorheit er sich vielleicht schuldig macht."

Pauline Durski war durch und durch Weib, und nachdem sie Reginald vollständig aus ihrem Herzen verstoßen, nachdem Verachtung an die Stelle der Liebe getreten, lieh sie gern jeder Meinung Gehör, welche dazu diente, diesen Wechsel des Gefühls zu rechtfertigen.

„Wie könnte er mir aber bei Douglas Dale schaden?" fragte sie.

„Wer kann das sagen, Madame Durski?“ entgegnete Carrington. „Doch dies gehört jetzt weiter nicht hierher. Ich gestehe offen, daß ich auch einiges Interesse an dieser Angelegenheit habe, denn es ist für mich sehr wichtig, daß Sir Reginald nicht Sie, sondern eine Frau von Vermögen heirathe.“

„Mich zu heirathen ist nie seine Absicht gewesen,“ sagte Pauline hastig und bitter.

„Das glaube ich auch, wohl aber hätte er Sie gern in den Augen der Gesellschaft so compromittirt, daß auch kein anderer Mann Sie geheirathet hätte und Ihnen nichts weiter übrig geblieben wäre, als sich vollständig dem Spieltisch zu widmen. Das soll er aber nicht, und da ich mehr Gewalt über ihn besitze, als sonst Jemand, so wird es mir auch möglich sein, es zu verhindern. Worin diese Gewalt ihren Grund hat, oder wie ich dieselbe bis jetzt ausgeübt habe, dies brauchen Sie nicht zu wissen, Madame Durski. Sie sollen blos glauben, daß ich dieselbe im gegenwärtigen Falle nur zu Ihrem Besten, zu Ihrem Schutz anwende.“

Pauline murmelte einige unbestimmte Worte der Anerkennung.

Victor Carrington fuhr fort:

„Wenn Reginald Eversleigh weiß, daß ich hier bin, daß ich den Stand der Dinge fortwährend kenne, und daß ich bereit bin, zu Ihrem

Vortheil zu handeln, so wird er nicht wagen, hierher zu kommen und sich durch seine Eifersucht zu compromittiren. Er wird seinen Neid und seine Wuth in sich selbst verschließen und die Feindschaft, womit er Douglas Dale betrachtet, unterdrücken müssen. Ich versichere Ihnen, Madame Durski, Reginald's Feindschaft ist im Leben keine ungefährliche Klippe, und Ihr Verlobter hat Grund, dieselbe zu fürchten."

Pauline ward sehr bleich.

„Bewahren Sie ihn davor, Mr. Carrington," sagte sie in bittendem Tone. „Bewahren Sie ihn davor und lassen Sie mich, wenn es möglich ist, in dieser jämmerlichen Welt ein wenig Glück genießen."

„Ja, das will ich, Madame Durski," entgegnete Victor. „Sie haben schon gethan, wie ich Ihnen rieth, und haben keinen Grund, es zu bereuen."

Das sanfte, träumerische Lächeln glücklicher Liebe stahl sich über Paulinens Züge, während sie diese Worte hörte.

„Lassen Sie mich daher so viel als möglich hier bei Ihnen sein, und Sie werden keinen Grund haben, Reginald zu fürchten. Er ist zu Allem fähig, vor mir aber fürchtet er sich, und wenn er weiß, daß ich entschlossen bin, die Heirath zwischen Ihnen und Douglas Dale zu fördern, so wird er nicht wagen, sich offen zu widersetzen. Dabei aber muß

ich eine Bedingung stellen: Mr. Douglas Dale darf mich nicht als Victor Carrington kennen."

Mit demselben Anflug von Mißtrauen, welchen Miß Brewer gezeigt, als Carrington sich gegen diese in gleicher Weise erklärte, fragte Pauline, warum.

Nun erzählte Victor ihr seine Version der Geschichte von Honoria Eversleigh, der „unglücklichen Frau", welche Douglas Dale's unglücklicher, verblendeter Onkel zu so unzweifelhaftem Rang und Vermögen erhoben, und die abenteuerliche, abgeschmackte Anklage, welche die Elende gegen ihn erhoben.

„Mr. Douglas Dale hat mich nie gesehen," sagte Victor, „und ich weiß nicht, ob er die Ungereimtheit, den Wahnsinn der Beschuldigung dieser Frau vollkommen einsieht. Auf alle Fälle wünsche ich nicht, unangenehme Erinnerungen in ihm zu erwecken, und deshalb erlaube ich mir, vorzuschlagen, daß ich ihm hier als Mr. Carton vorgestellt werde. Der Betrug ist ein sehr harmloser. Was sagen Sie dazu, Madame Durski?"

Pauline war sofort damit einverstanden.

„Wenn es wirklich nothwendig ist, daß dieser Mann hier sei, was kommt dann weiter auf den Namen an?" dachte sie.

„Auch noch eine andere Rücksicht müssen wir in Erwägung ziehen," hob Victor wieder an. „Es ist folgende. Mr. Douglas Dale sieht es vielleicht

nicht gern, wenn ein Fremder sich hier so heimisch macht, und deshalb schlage ich vor, daß Sie mich für einen Verwandten von Miß Brewer, wir wollen sagen ihren Cousin, ausgeben. Was meinen Sie dazu, Madame Durski?"

Pauline erklärte sich auch hiermit einverstanden und setzte dann hinzu:

„Wie sonderbar aber wird es mir und Charlotten vorkommen, nachdem wir so lange einsam und verlassen gewesen, auf einmal Jemanden zu haben, mit welchem wir auch nur eine angebliche Verwandtschaft beanspruchen können."

Dieser Verabredung zufolge ward Mr. Dale am nächstfolgenden Tage in Hilton-House Miß Brewer's Cousin, Mr. Carton, vorgestellt.

Kurze Zeit genügte, um Victor zu überzeugen, daß Douglas Dale so vollständig verliebt war, wie der Mensch sein muß, wenn er jede beliebige Anzahl von Thorheiten begehen soll, und daß Pauline die vortrefflichen Eigenschaften ihres Verlobten mit jedem Tage besser kennen und würdigen lernte.

Douglas Dale fand an Mr. Carton großen Gefallen, und Letzterer that alles Mögliche, sich angenehm zu machen, so daß es ihm schon am ersten Abend gelang, mit Sir Reginald Eversleigh's Cousin auf ziemlich vertrauten Fuß zu kommen.

Während des Diners schien Victor Carrington,

der stets ein scharfer Beobachter war, dies in ganz besonders hohem Grade zu sein. Er achtete auf Alles, was Pauline aß und trank, und mit derselben Aufmerksamkeit beobachtete er auch Miß Brewer und Douglas Dale. Miß Brewer trank gar keinen Wein, Pauline sehr wenig und Douglas Dale ausschließlich Claret.

Als das Diner zu Ende ging, wurden schöne, kunstvoll verzierte venetianische Liqueurgläser von gelber und dunkelrother Farbe gebracht. Douglas Dale bewunderte diese Gläser, einen der wenigen Kunstschätze, welche die verarmte Abenteurerin noch ihr Eigenthum nannte, und Pauline füllte eins der rubinfarbenen mit Curaçao. Dann berührte sie den Rand des Glases mit ihren Lippen und reichte es ihrem Verlobten; Victor bemerkte aber, daß sie den Liqueur selbst nicht gekostet hatte.

„Sie lieben den Curaçao wohl nicht, Madame?“ fragte er hingeworfen.

„Nein; ich trinke weder diesen noch überhaupt irgend welchen Liqueur.“

„Und auch Wein trinken Sie nur wenig?“

„Ja,“ antwortete Pauline gleichgiltig, „ich trinke sehr wenig Wein.“

„Wirklich?“

Nur ein leiser Anflug von Bedeutung lag in Carrington's Tone, indem er dies sagte. Er hatte, wie schon gesagt, Madame Durski während des Diners genau beobachtet und an ihr eine gewisse

Aufregung, einen fieberhaften Glanz in ihrem Auge und eine nervöse Lebhaftigkeit bemerkt, die gewöhnlich durch etwas Stärkeres als Wasser erzeugt wird.

Dennoch hatte diese Frau während des Diners nur wenig Anderes als Wasser getrunken. Dies war für Mr. Carrington ein höchst interessantes physiologisches oder psychologisches Räthsel, und es dauerte nicht lange, so fand er eine Lösung, die nach seiner Ansicht vollkommen befriedigend war.

„Diese Frau nimmt Opium in einer oder der andern Gestalt," sagte er bei sich selbst.

Miß Brewer rührte den fraglichen Liqueur ebenfalls nicht an, und ihr Cousin trank Maraschino.

Nach einer sehr kurzen Zwischenpause erhoben sich Douglas Dale und sein neuer Freund, um sich zu den Damen im Salon zu begeben. Sie gingen mit einander durch die Hausflur, als sie aber die Thür des Salons erreichten, entdeckte Mr. Carrington, daß er einen Brief im Speisezimmer liegen gelassen, und er kehrte um, um ihn zu holen, nachdem er vorher die Thür des Salons geöffnet und Douglas Dale eingelassen hatte.

Im Speisezimmer lag und stand Alles noch so, wie sie es verlassen hatten, Victor näherte sich dem Tische, ergriff die kleine Caraffe, welche den Curaçao enthielt, hob sie mit der einen Hand

gegen das Licht und goß mit der andern den Inhalt einer kleinen Phiole hinein.

Er wartete, bis die eine Flüssigkeit sich mit der andern so vermischt hatte, daß keine Spuren von der damit vorgenommenen Procedur sichtbar waren, setzte dann die Caraffe wieder dahin, wo er sie gefunden, ging lächelnd zum Speisezimmer hinaus und begab sich in den Salon zu der übrigen Gesellschaft.

Zweites Capitel.

Erklärungen.

Sir Reginald Eversleigh hatte von den Schritten, welche Victor Carrington in der letzten Zeit gethan, nicht die mindeste Ahnung, als er einen Brief empfing, durch welchen er zu einer Unterredung mit seinem Freund zu einer bestimmten Zeit eingeladen ward.

Von Pauline hatte er jetzt keinen Brief erhalten, während sie ihm doch früher häufig lange Briefe geschrieben, in welchen sie sich über das Schicksal beklagte und die in jeder Zeile jene hoffnungslose Liebe athmeten, welche die schöne Wienerin so lange an den Egoisten und Feigling verschwendet, dessen Verworfenheit sie schon halb geargwohnt, selbst während sie noch an ihm hing.

Er war dabei gewohnt gewesen, diese Briefe so gleichgiltig hinzunehmen, als ob sie weiter nichts als der seinen überschwenglichen Vorzügen gebührende Tribut wären.

Als Paulinens Briefe daher plötzlich ausblieben, empfand er gleichzeitig das Gefühl der Kränkung und der Entrüstung. Er hatte sich vorgenommen, Victor's Rath oder vielmehr Befehl, Pauline weder zu besuchen noch an sie zu schreiben, zu befolgen, aber er war nicht darauf gefaßt, sie ein ähnliches Verfahren gegen ihn beobachten zu sehen, und seine Eitelkeit ward dadurch empfindlich verletzt.

Konnte sie aufgehört haben, sich für ihn zu interessiren? Oder hatte ein Anderer, der reicher und uneigennütziger war, ihn aus ihrem Herzen verdrängt?

Er besann sich auf das, was Victor Carrington ihm über Douglas Dale gesagt hatte; aber er konnte auch nicht einen Augenblick lang glauben, daß sein Cousin — ein Mann, den er als tief unter ihm stehend betrachtete — im Stande sei, Paulinens Zuneigung zu gewinnen.

„Sie ermuthigt ihn vielleicht," sagte er bei sich selbst, „besonders jetzt, wo sein Einkommen sich verdoppelt hat. Sie wird ihn vielleicht sogar heirathen — die Frauen sind ja so käuflich. Ihr Herz aber wird nie aufhören, mein zu sein."

Er wartete eine Woche, vierzehn Tage, es kam aber kein Brief von Pauline. Er begab sich, der erhaltenen Aufforderung zufolge, zu Carrington, dieser aber hatte sich anders besonnen oder eine andere Taktik angenommen und gab ihm keine Erklärung.

Victor war während der Woche, die seit dem Tage vergangen, wo er in Hilton-House dinirt hatte und Douglas Dale vorgestellt worden, alle Tage wieder dort gewesen. Er hatte gesehen, daß die Macht, welche Pauline über Douglas Dale besaß, sich mit jedem Tage mehr befestigte, und deshalb die Ueberzeugung gewonnen, daß der vollständige Bruch zwischen der schönen Wienerin und Reginald Eversleigh je eher, desto besser herbeigeführt werden könne.

Er nahm daher einen zurückhaltenden, geheimnißvollen Ton an, welcher nicht verfehlen konnte, Sir Reginald zu erbittern.

„Fragen Sie mich nicht, Reginald," sagte er. „Ihnen mangelt es an moralischem Muth, und dies könnte mir nur nachtheilig sein. Sie brauchen weder etwas zu wissen, noch zu erwarten. Die Hände, die für Sie thätig sind, verstehen ihr Werk in aller Stille zu verrichten. Ach, à propos, ich muß Sie bitten, ein kleines Document zu unterzeichnen — es ist von derselben Art wie das, welches Sie mir in Raynham-Castle gaben."

Victor Carrington sagte dies in völlig gleichgiltigem Tone; das fragliche Document bestand aber in einer Schenkungsurkunde, durch welche Reginald sich verpflichtete, die Hälfte von jedem Einkommen, welches ihm aus persönlichem oder Grundbesitzthum vom ersten Tage des nächstfol-

genden Monats Juni an zufallen sollte, an Victor Carrington abzutreten.

„Ich soll Ihnen die Hälfte meines Einkommens geben?"

„Ja, lieber Reginald, nach dem ersten Juni. „Sie wissen, wie thätig ich für Sie bin, und werden doch nicht glauben, daß ich umsonst arbeiten will. Wollen Sie dieses Document nicht unterzeichnen, nun dann werde ich mich auch nicht weiter Ihrem Interesse widmen."

„Wenn nun aber Ihr Vorhaben nicht gelingt?"

„Wenn es nicht gelingt, so ist dieses Document weiter nichts als Maculatur."

Das Resultat war dasselbe wie gewöhnlich. Reginald unterzeichnete das Papier, ohne sich die Mühe zu nehmen, den Inhalt genau zu erwägen.

„Haben Sie Pauline kürzlich gesehen?" fragte er dann.

„Nein, ganz kürzlich nicht."

„Ich weiß nicht, was ihr fehlen muß," fuhr Reginald verdrießlich fort. „Sie hat mir nicht geschrieben, um sich nach der Ursache meines Ausbleibens und Schweigens zu erkundigen."

„Vielleicht ist sie es müde geworden, an Jemanden zu schreiben, der auf ihre Briefe so geringen Werth gelegt hat."

„O, ich freute mich stets, von ihr zu hören," antwortete Reginald; „natürlich aber hatte ich

keine Zeit, alle ihre Briefe zu beantworten. Die Weiber haben in der Regel weiter nichts zu thun, als lange Episteln zu kritzeln."

„Vielleicht hat Madame Durski Jemanden gefunden, der sich die Mühe nimmt, ihre Briefe zu beantworten," sagte Victor.

Hierauf schieden die Beiden, und Reginald Eversleigh rief eine Droschke an, in welcher er sich nach Hilton-House fahren ließ.

Er wäre, Carrington's Rath und Befehle zufolge, vielleicht noch länger weggeblieben, wenn er Paulinens unverminderter Liebe sicher gewesen wäre; ihr Schweigen aber piquirte ihn, und er wollte wissen, ob ihm vielleicht ein Nebenbuhler in's Revier gekommen sei.

Er kannte Madame Durski's Gewohnheiten und wußte, daß sie erst spät Nachmittags zu sprechen war.

Es war beinahe sechs Uhr, als er an Hilton-House vorfuhr. Carlo Toas empfing ihn mit etwas strengem, forschendem Blick und schritt dann nach dem Salon voran, in welchem Pauline ihre Gäste zu empfangen pflegte.

Sir Reginald empfand bei seinem Eintritt ein Gemisch von Ueberraschung und Verdruß. Er hatte erwartet, Pauline gedankenvoll, schwermüthig, unglücklich, vielleicht krank zu finden. Er hatte erwartet, daß seine Ankunft sie in Aufregung versetzen würde. Er hatte über das Ausbleiben ihrer

Briefe viel nachgedacht und sich selbst gesagt, daß sie deshalb aufgehört habe, an ihn zu schreiben, weil sie ihm zürne — natürlich in der Weise, wie es nur zwischen Liebenden vorkommt.

Zu seiner Ueberraschung fand er sie brillant, strahlend und in reizender Toilette.

Nie hatte er sie schöner und heiterer gesehen.

Er drückte ihr zärtlich die Hand und betrachtete sie schweigend einige Secunden lang.

„Meine theure Pauline," sagte er endlich, „nie habe ich Sie liebenswürdiger gesehen, als heute Abend. Und doch fürchtete ich beinahe, Sie krank zu finden."

„Wirklich? Warum dies?" fragte sie.

Ihr Ton war der gewöhnliche gesellschaftliche, aus welchem sich kein Schluß ziehen läßt.

„Weil ich so lange nichts von Ihnen gehört habe."

„Ich ward es müde, Briefe zu schreiben, die von Ihnen so selten beachtet wurden."

„So, so," dachte der Baronet. „Ich hatte also Recht. Sie fühlt sich beleidigt."

„Welchem Umstande verdanke ich diesen Besuch?" fragte Madame Durski.

„Sie ist sehr erzürnt," dachte der Baronet. „Meine liebe Pauline," sagte er dann laut, „wie können Sie glauben, daß Ihre Briefe mir gleichgiltig gewesen seien? Ich habe Abhaltung gehabt und bin auch, wie Sie wissen, verreist gewesen."

„Ja," sagte sie. „Sie haben Ihre Weihnacht sehr angenehm verlebt, glaube ich."

„Durchaus nicht, das versichere ich Ihnen. Eine Junggesellenpartie in einer alten Dorfpfarre ist etwas ungeheuer Langweiliges, abgesehen von dem tragischen Ereigniß, welches meinem Besuch ein Ende machte," setzte Reginald mit ein wenig bleichwerdender Wange hinzu.

„Eine Junggesellenpartie!" wiederholte Pauline. „Gab es denn in dem Hause Ihres Cousins keine Damen?"

„Nein."

„Wirklich nicht?"

Paulinens Lippen kräuselten sich verächtlich, doch wollte sie Sir Reginald nicht der vorsätzlichen Lüge überführen, die er ausgesprochen.

„Ich freue mich, daß Sie gekommen sind," hob sie nach einer Weile wieder an. „Ich bedarf dringend Ihres Beistandes."

„Meine theure Pauline, glauben Sie mir —" begann der Baronet.

„Sprechen Sie Ihre Betheuerung nicht eher aus, als bis Sie wissen, was ich von Ihnen verlange," sagte Madame Durski. „Sie wissen, wie ungestüm meine Gläubiger schon vor Weihnacht geworden waren. Jetzt ist die Zeit da, wo ich sie bezahlen oder —"

Sie stockte und sah den Baronet forschend an.

„Nun, oder? —“ fragte er. „Worin besteht die Alternative?“

„Ich sollte meinen, dies wüßten Sie eben so gut als ich,“ antwortete sie. „Entweder muß ich diese Schulden bezahlen, oder mit Schimpf und Schande von hier aus diesem Lande entfliehen. In dieser Stunde bitterer Noth wende ich mich an Sie, Reginald. Können Sie mir nicht helfen — Sie, der Sie mir so oft versichert haben, daß Sie mich lieben?“

„Meine Liebe zu Ihnen, Pauline, können Sie unmöglich bezweifeln,“ entgegnete der Baronet; „unglücklicherweise aber kennt man zur Zeit noch kein magisches Verfahren, durch welches die reinste und treueste Liebe sich in Geld umwandeln kann. Ich habe nicht zwanzig Pfund im Vermögen.“

„Wirklich? Und die vierhundert und fünfzig Pfund, welche Sie kurz vor Weihnacht Lord Caversham abgewannen — ist dieses Geld schon wieder fort?“

„Bis auf den letzten Schilling,“ antwortete Reginald gelassen.

Er hatte noch beinahe zweihundert Pfund in seinem Pult, aber es fiel ihm nicht ein, Geld zu opfern, welches er selbst brauchte, und in Folge seiner schwelgerischen Lebensgewohnheiten kam er aus den Schulden nicht heraus.

„Ich kann kaum glauben, daß Sie in dieser

kurzen Zeit dieses Geld ganz verthan haben," hob Pauline wieder an. „Ganz gewiß haben Sie noch etwas, Reginald. Hätte ich nur einstweilen hundert Pfund, so könnte ich meine Gläubiger wenigstens für den Augenblick befriedigen."

„Ich sage Ihnen aber, ich habe nichts mehr, Pauline. Ich gab Ihnen damals, als ich das Geld gewann, eine beträchtliche Summe. Das müssen Sie doch noch wissen."

O ja, ich weiß es recht wohl. Sie gaben mir fünfzig Pfund — fünfzig Pfund zur Erhaltung des Hauses, welches Sie in den Stand setzte, Ihre Opfer in die Falle zu locken, während ich der Köder war. O, Sie sind sehr freigebig, sehr nobel gewesen, und nun, wo die Geprellten es müde sind, sich betrügen zu lassen — wo Sie die Katzenpfote nicht mehr brauchen — soll ich das Land verlassen, weil Sie nicht einen einzigen Ihrer egoistischen Wünsche opfern wollen, um mich vor Schande zu retten."

„Das sind abgeschmackte Reden, Pauline!" rief der Baronet ungeduldig. „Sie sprechen den gewöhnlichen Unsinn, den man von den Frauen zu hören pflegt, wenn nicht Alles nach ihrem Kopfe geht. Es ist mir geradezu unmöglich, Ihnen Ihre Gläubiger bezahlen zu helfen, und Sie thun jedenfalls am besten, wenn Sie sich in aller Stille fortschleichen, so lange Ihnen dies noch freisteht und ehe man Sie zum Schuldarrest bringt.

Sie wissen, daß schon Sheridan sagte, mit Schuldenbezahlung verläppere man das meiste Geld. Wenn man sich einmal darauf einläßt, so ist dann kein Ende abzusehen."

„Dann wollen Sie also, ich solle mich fortschleichen, wie eine Schwindlerin?"

„Sie müssen sich nicht gleich solche Namen beilegen wollen. Wie viele achtungswerthe Leute haben sich schon genöthigt gesehen, aus denselben Gründen wie die, welche Ihnen den Aufenthalt hier unangenehm machen, England auf einige Zeit zu verlassen. Durch sentimentale Redensarten wird nichts gewonnen, meine theure Pauline. Meine Freunde in den Clubs haben angefangen in Bezug auf dieses Haus argwöhnisch zu werden, und ich glaube nicht, daß sich mir jemals wieder Aussicht bietet, in diesen Zimmern auch nur einen Sovereign zu gewinnen. Warum sollten Sie also dableiben und sich von ihren Gläubigern peinigen lassen? Gehen Sie wieder nach Paris, wo Sie zweimal so viel treuergebene Sclaven und Bewunderer haben, als in diesem abscheulichen, schwerfälligen England. Sobald ich hier meine Angelegenheiten einigermaßen geordnet habe, komme ich nach, und Sie können dann wieder die Königin eines brillanten Salons werden, während ich —"

„Während Sie mich abermals als ein bequemes Werkzeug betrachten, welches Ihnen zu neuer Beute verhilft!" rief Pauline im Tone der tiefsten

Verachtung und fuhr dann mit plötzlich aufwallender Leidenschaft fort: „O, Sir Reginald Eversleigh, ich danke dem Himmel, daß er diese Unterredung zwischen uns herbeigeführt hat. Endlich — endlich verstehe ich Sie vollkommen. Ich habe Sie auf die Probe gestellt, Sir Reginald — ich habe Ihren Charakter sondirt. Ich habe mich erniedrigt, Sie um Beistand zu bitten, um das zerbrechliche Rohr, auf welches ich mich gestützt, kennen zu lernen. Und nun kann ich Sie verlachen und verachten. Gehen Sie, Sir Reginald Eversleigh! Dieses Haus ist mein — mein Eigenthum — nicht mehr eine heimliche Spielhölle — nicht mehr eine Falle zur Plünderung Ihrer reichen Freunde. Ich stehe jetzt nicht mehr allein. Meine Schulden sind bezahlt — bezahlt von einem Manne, der, wenn er auch nur einen Sixpence besessen hätte, mir denselben gegeben und selbst Mangel gelitten haben würde. Ich bedarf Ihrer Hülfe nicht. Ich brauche mich nun nicht mehr aus dem Hause, unter dessen Dach ich gewohnt, fortzuschleichen wie ein Dieb in der Nacht. Ich kann mich nun dreist Herrin dieses Hauses nennen, unbeengt durch Schulden oder schmachvolle Geheimnisse, die mir das Leben verhaßt machten, und mein erster Act als Herrin dieses Hauses soll darin bestehen, daß ich Ihnen die Thür weise."

„Wie, Madame Durski!" rief Reginald mit grim=

migem Lächeln. „Das ist ja eine gar wunderbare Veränderung!"

„Sie glaubten vielleicht, die Thorheit eines Weibes kenne keine Grenzen," fuhr Pauline fort; „Sie sehen aber, daß Sie sich geirrt haben. Auch damit hat es ein Ende. Und nun, Sir Reginald Eversleigh, will ich Ihnen guten Abend und Lebewohl wünschen."

„Ist dies Comödie, Pauline?" fragte der Baronet mit vor Wuth fast erstickter Stimme.

„Nein, Sir Reginald, es ist vollkommener Ernst," antwortete Madame Durski und streckte die Hand nach der Klingel aus.

Auf diesen Ruf erschien sofort Carlo Toas.

„Carlo, die Thür," sagte seine Herrin gelassen.

Der Baronet warf ihr einen einzigen Blick zu — einen unheilverkündenden, drohenden Blick — und verließ dann das Zimmer, gefolgt von dem Spanier, der ihn steif und ehrerbietig bis an seinen Wagen geleitete.

„Fluch über sie!" murmelte Sir Reginald mit den Zähnen knirschend, als er von Hilton-House hinwegfuhr. „Niemand Anders als Douglas Dale kann ihr die Macht gegeben haben, mich auf diese Weise zu beleidigen, und er soll für ihre Insolenz büßen. Warum aber hat Victor diese Beiden zusammengebracht? Ein Bündniß zwischen ihnen kann nur Unheil für mich zur Folge haben. Ich

muß und will ermitteln, welchen Beweggrund er zu dieser mir so unbegreiflichen Handlungsweise hat."

* * *

Am nächstfolgenden Tage traf Sir Reginald mit Carrington zusammen und erzählte ihm aufgebracht die Scene, welche sich in Hilton-House abgespielt hatte.

„Hier ist Ihr Einfluß thätig gewesen, Carrington!" rief er dann. „Niemand Anders als Sie haben ein Bündniß zwischen diesem Weibe und Douglas Dale zu Stande gebracht."

„Ja, das habe ich gethan," antwortete Victor kaltblütig. „Mr. Douglas Dale hat ihr sein Herz, seine Hand und sein Vermögen angetragen, und sie ist auf seinen Antrag eingegangen."

„Sie wollen ein falsches Spiel mit mir treiben, Victor Carrington!"

„Glauben Sie?"

„Ja, denn warum würden Sie sich sonst so viel Mühe geben, diese Heirath zu Stande zu bringen?"

„Sie sind ein Narr, Reginald Eversleigh, und zwar ein halsstarriger Narr, sonst würden Sie nach dem, was ich gesagt, nicht fortwährend auf dieses Thema zurückkommen. Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß die Heirath, welche Sie fürchten, niemals zu Stande kommen wird."

„Wie wollen Sie dies verhindern?“

„Mit eben so leichter Mühe, als ich sie zu Stande bringen könnte, wenn ich sonst wollte. Die ehrlichen, einfachen Leute in dieser Welt sind eben so viele Marionetten und werden von dem regiert, der die Fäden zu ziehen versteht.“

„Wenn aber diese Heirath nicht wirklich zu Stande kommen soll, warum haben Sie dann eine Verlobung zwischen Pauline und Douglas Dale herbeigeführt?“ fragte der Baronet.

„Dazu habe ich meine Gründe und zwar sehr gute Gründe, obschon Ihr beschränktes Hirn sie nicht begreifen kann,“ entgegnete Victor ungeduldig. „Sie und Ihr Cousin Douglas Dale sind in der letzten Zeit gute Freunde gewesen, nicht wahr?“

„Ja.“

„Nun so hören Sie, was ich sage. Sollte er ohne directe Erben sterben, so sind Sie der Einzige, der von seinem Tod Nutzen hätte. Sollte daher er, ein junger Mann von rüstigem Körperbau und guter Gesundheit, plötzlich sterben und Sie dadurch zum Besitzer von zehntausend Pfund jährlicher Einkünfte machen, während er täglichen freundschaftlichen Umgang mit Ihnen gepflogen, wäre es dann nicht möglich, daß böswillige, argwöhnische Leute allerhand seltsame Winke in Bezug auf die Ursache seines Todes fallen ließen? Man könnte darauf hindeuten, daß Sie vielfache

Gelegenheiten — merken Sie wohl, Reginald, ich sage Gelegenheiten — gehabt hätten, etwas gegen das einzige Leben zu unternehmen, welches zwischen Ihnen und Reichthum gestanden.' Könnte man dies nicht sehr leicht sagen?"

„Ja," entgegnete Reginald in düsterem Tone, „das könnte man sagen."

„Nun gut. Wenn Sie meinen Rath befolgen wollen, so werden Sie von jetzt an den Umgang mit Ihrem Cousin meiden. Zu Ihren Freunden in den Clubs können Sie sagen, er habe Sie aus der Gunst der Dame, die Sie liebte, verdrängt und Sie sprächen nicht mehr mit einander. Sie werden Gelegenheit nehmen, ihm in einem Ihrer Clubs öffentlich auszuweichen, damit die Thatsache Ihrer Entzweiung notorisch wird. Sobald dies geschehen, reisen Sie nach dem Continent."

„Nach dem Continent? Warum?"

„Das ist mein Geheimniß. Vergessen Sie nicht, daß Sie mir versprochen haben, mir blindlings zu gehorchen," antwortete Victor. „Sie werden in's Ausland reisen; Sie werden die Welt wissen lassen, daß Sie durch die Breite des Kanals von einander getrennt sind; Sie werden ihn ungehindert sich der Dame widmen lassen, die er zu seinem Weibe machen will, und sollte er, ehe dies noch geschehen, von einem beklagenswerthen Schicksal ereilt und wie sein älterer Bruder Ihnen aus dem Wege geräumt werden, so wird selbst der

boshafteste Verleumder kaum zu behaupten wagen, daß Sie hierbei die Hand im Spiele gehabt hätten."

„Ich verstehe," murmelte Reginald, „ich verstehe."

Weiter sagte er nichts. Seine Wangen waren todtenbleich und seine Lippen trocken und fieberhaft. Man sprach aber nun von etwas Anderem, und Douglas Dale's Name ward nicht wieder erwähnt.

Die Verlobten waren mittlerweile sehr glücklich; dennoch aber war Paulinens Glück nicht das ruhige, welches den eigentlichen Hochgenuß des Lebens ausmacht. Eine lange Reihe von Jahren künstlicher Erregung, wechselnder Befürchtungen und Hoffnungen, die wahnsinnige Freude und die noch wahnsinnigere Verzweiflung des Spielers hatten Pauline für den stillen Frieden eines ruhigen Gemüths untauglich gemacht. Sie sehnte sich nach Ruhe; der Engel der Ruhe aber war durch die langen Nächte der Schwelgerei und Ausschweifung hinweggescheucht worden und folgte ihrem Rufe nicht mehr.

Victor Carrington hatte das Geheimniß ihrer fieberhaften Heiterkeit durchschaut, und er wußte auch, daß sie in gewissen Zwischenzeiten einer dumpfen Apathie anheimfiel, die fast an Verzweiflung grenzte. In der Tiefe ihres Elends hatte sie sich durch den Genuß von Opium in erlogene Ruhe gelullt, und selbst jetzt, wo das alte Elend

nicht mehr war, konnte sie dieses beschwichtigende Gift nicht mehr entbehren.

„Douglas Dale muß ganz verblendet sein, denn sonst hätte ihm der Stand der Dinge schon längst klar werden müssen," sagte Victor bei sich selbst. „Die Umstände könnten meinen Plänen nicht günstiger sein. Ich habe es mit einem Manne zu thun, der in Folge seiner Verblendung weder hört noch sieht, mit einem Weibe, dessen Hirn von Opium berauscht ist, und mit einer Person, die für Geld ihre Seele verkaufen würde."

* * *

Diese Vorfälle, deren Erzählung so viel Raum in Anspruch genommen, füllten in Wirklichkeit eine nur geringe Zeit aus.

Es war, als Reginald Eversleigh und Pauline die oben mitgetheilte Unterredung mit einander hatten, nach Lionel Dale's Tode erst ein Monat vergangen. Jetzt schien es, als ob das Fatum selbst sich an einem Complot betheiligen wollte, denn Andrew Larkspur erkrankte unmittelbar nach seiner Rückkehr nach London sehr ernstlich an einem Halsübel und konnte drei Wochen lang das Bett nicht verlassen, so daß Lady Eversleigh oder Mrs. Eden seine Genesung in aller Geduld abwarten mußte, ehe sie etwas Weiteres gegen ihre Feinde unternehmen konnte.

* * *

Bald nach Reginald's Unterredung mit Madame Durski traf Ersterer im Phönixclub mit Douglas Dale zusammen.

Dieser ging seinem Cousin in ruhiger, artiger Weise und ohne eine Spur von feindseliger Gesinnung entgegen.

Nicht so aber war es mit Sir Reginald. Er dachte an den Rath, welchen Victor Carrington ihm gegeben, und er beschloß, demselben zu folgen.

Auch haßte er Douglas Dale ohnehin mit dem ganzen Ingrimm seines bösen Herzens als das unschuldige Werkzeug der Vergeltung, welche Sir Oswald an dem Verführer der armen Mary Goodwin geübt.

Jetzt haßte er ihn auch noch als den Mann, der ihm Paulinens Zuneigung geraubt.

Die beiden Cousins trafen sich im Rauchzimmer des Clubs zur fashionabelsten Stunde des Tages.

Reginald begrüßte Douglas Dale in auffällig kalter, hochmüthiger Weise.

„Wie kommt es, daß Du mich so lange nicht besucht hast, Eversleigh?" fragte Douglas Dale in ruhigem Tone.

„Nun, erstens habe ich keine besondere Veranlassung dazu gehabt, und dann hätte ich auch kaum erwartet, Dich zu Hause anzutreffen, antwortete Sir Reginald. „Wenn das Gerücht die Wahrheit spricht, so verbringst Du den größeren Theil Deiner Existenz in einer gewissen Villa zu Fulham."

In Sir Reginald Eversleigh's Tone lag etwas, was die Aufmerksamkeit der anderen in der Nähe befindlichen Clubmitglieder erwecken mußte, denn fast allen war die Vergangenheit der beiden Cousins wohlbekannt, und viele kannten sie persönlich.

Douglas Dale antwortete in eben so lautem und stolzem Tone wie sein Cousin.

„Das Gerücht spricht hier wirklich einmal die Wahrheit," sagte er, „und es fällt mir nicht ein, ein Hehl daraus machen zu wollen. Wenn Du mit der Villa in Fulham Hilton-House meinst, so erkläre ich, daß ich allerdings die Ehre habe, ein häufiger Gast in diesem Hause zu sein."

„Das ist eine Ehre, welche sehr Viele von uns genossen haben," antwortete Reginald mit hämischem Lächeln.

„Eine Ehre, die ich verdammt kostspielig fand!" rief Lord Caversham, der neben Douglas Dale stand.

„Das ist zu der Zeit gewesen, wo Sir Reginald Eversleigh sich die Rolle des Wirths in Madame Durski' Hause angemaßt hatte," entgegnete Douglas Dale. „Jetzt, lieber Caversham, würden Sie, wenn die genannte Dame Sie mit einer Einladung beehrte, die Dinge sehr verändert finden. Als Madame Durski zuerst nach England kam, hatte sie das Unglück, schlimmen Rathgebern in die Hände zu fallen. Seitdem aber hat sie ihre Freunde von ihren Feinden unterscheiden gelernt."

„Ja, sie ist eine höchst liebenswürdige Frau," bemerkte Caversham lachend und in blasirt gedehntem Tone, „wenn Sie aber bei Ihrem Banquier ein Guthaben behalten wollen, lieber Dale, so möchte ich Ihnen rathen, die Gastfreundschaft dieses Hauses abzulehnen."

„Madame Durski wird binnen Kurzem mein Weib sein," entgegnete Douglas Dale so laut, daß er von allen Umstehenden gehört werden mußte. „Das geringste Wort, welches ihrem guten Rufe zu nahe tritt, ist daher auch eine Beleidigung meiner Person — eine Beleidigung, die ich zu rächen wissen werde."

Diese Erklärung fiel wie ein Donnerschlag unter die hier versammelten fashionabeln Müssiggänger. Alle kannten die Geschichte des Hauses in Fulham. Pauline Durski kannten sie nur als eine schöne, aber gefährliche Sirene, deren Lächeln die Männer in's Verderben lockte. Daß Douglas Dale eine solche Frau heirathen wollte, erschien ihnen geradezu als Wahnsinn.

Die Liebe, welche kühn dem Spott der Welt gegenübertritt, muß in der That stark sein. Douglas Dale wußte, daß er, wenn er Pauline zu einer Stellung erhob, welche viele makellose Engländerinnen von guter Familie mit Freuden angenommen haben würden, ein Opfer brachte, welches die Männer, unter welchen er lebte, als die That eines Narren verurtheilen würden. Dennoch aber

und so schmerzlich dies ihm auch war, so war er doch entschlossen, es um des Weibes willen, welches er liebte, zu ertragen.

Deshalb stand er auch jetzt muthig und herausfordernd in dem gedrängt vollen Zimmer des Clubs, den neugierigen Blicken seiner Bekannten gegenüber.

Todtenstille herrschte und keine Stimme murmelte die herkömmlichen Glückwünsche, mit welchen eine solche Ankündigung sonst aufgenommen zu werden pflegt. Hätte Douglas Dale verkündet, daß ihn irgend ein furchtbares Unglück betroffen habe, so hätten die Mienen seiner Umgebung nicht ernster sein können. Niemand lächelte, Niemand billigte seine Wahl, Niemand wünschte ihm Glück, eine so schöne Braut erobert zu haben.

Dieses ominöse Schweigen verrieth Douglas Dale, wie furchtbar das Brandmal war, welches die Welt der Person, die er so innig liebte, aufgedrückt hatte. Der Schmerz, der während dieser wenigen Augenblicke sein Herz zerriß, läßt sich mit Worten nicht beschreiben.

Noch während das peinliche Schweigen fortdauerte, nahm er an dem Tische, wo er gewöhnlich zu sitzen pflegte, Platz und begann eine Zeitung zu lesen.

Sir Reginald beobachtete ihn einige Augenblicke lang verstohlen und verließ dann das Zimmer.

In der Folgezeit begegneten die beiden Cousins einander oft, sprachen aber nie mit einander. Mit dem kältesten und steifsten Gruße gingen sie an einander vorüber. Die Clubmitglieder bemerkten dies natürlich und tauschten ihre Bemerkungen darüber aus.

„Douglas Dale und sein Cousin sprechen nicht mehr mit einander," sagte sie. „Sie haben sich wegen der schönen Oesterreicherin entzweit, in deren Hause so hoch gespielt zu werden pflegte."

In Paulinens Gesellschaft versuchte Douglas Dale den grausamen Schatten zu vergessen, der ihren Namen jetzt und wahrscheinlich auch in der Zukunft verdunkelte. So lange er in ihrer Nähe war, gelang es ihm auch, jeden bittern Gedanken an das erbarmungslose Verdammungsurtheil der Welt zu verbannen.

Fern von Pauline jedoch ward er von der Erinnerung an jenen Auftritt im Phönixclub gequält, und er bedachte, daß er, möchte er thun, was er wollte, doch niemals den Flecken verwischen könnte, welchen jene nächtlichen Spielgesellschaften auf dem guten Rufe seiner künftigen Gattin zurückgelassen hatten.

„Sobald wir vermählt sind, wollen wir England auf immer verlassen," sagte er zuweilen bei sich selbst. „Wir wollen uns in einer schönen italienischen Stadt eine zweite Heimath gründen, wo meine Pauline, diese lieblichste und reizendste

der Frauen, geachtet und bewundert werden wird, wie eine Königin."

Wenn er Pauline fragte, wo sie in Zukunft leben sollten, antwortete sie allemal:

„Wohin Du mich führst, dahin gehe ich, mein Douglas. Ich kann Dir für Deine Güte nie dankbar genug sein."

„Und hast Du keinen Wunsch, den ich verwirklichen könnte?"

„Nein. Von meiner frühesten Kindheit an habe ich nur nach einem Gut geseufzt — nach Ruhe und Frieden. Dieses hohe Gut hast Du mir geschenkt. Was könnte ich mehr von Dir verlangen. Ach, Douglas, ich fürchte, meine Liebe hat Dich schon zu viel gekostet. Die Welt wird Dir Deine Wahl nie verzeihen — Dir, der Du eine so glänzende Heirath schließen könntest."

Wenn Paulinens edle Gefühle einmal geweckt waren, so konnte sie dann fast eben so nobel sein, wie ihr Verlobter. Wiederholt bat sie ihn, sein Wort zurückzunehmen, sie zu verlassen und zu vergessen.

„Glaube mir, Douglas, unsere Verlobung ist ein Mißgriff," sagte sie dann. „Bedenke dies, ehe es zu spät ist. Du bist, wo die Ehre in Frage kommt, ein stolzer Mann, und die Vergangenheit der Frau, welche Du heirathest, muß ohne Makel sein. Bei mir ist dies nicht der Fall. Wenn ich auch nicht gesündigt habe, wie

andere Frauen, so habe ich mich doch zur Genossin von Spielgaunern und Wüstlingen erniedrigt. Ich habe mein Haus zum Sammelplatz unmoralischer, ausschweifender Menschen werden lassen. Die Gesellschaft rächt sich an denen, die ihre Gesetze übertreten, auf grausame Weise und wird auch das, was zu meinen Ungunsten spricht, nie vergeben oder vergessen."

„Ich lebe nicht für die Gesellschaft, sondern für Dich, Pauline," entgegnete Douglas leidenschaftlich. „Du bist meine ganze Welt. Wenn Du immer wieder auf diesen Gegenstand zurückkommst, so muß ich glauben, Du seiest meiner überdrüssig und wünschest blos einen Vorwand zu haben, mich los zu werden."

Konnte Pauline wohl weniger thun, als diesen edeln Freund, diesen aufrichtigen, uneigennützigen Anbeter von ganzem Herzen lieben?

Eines Tages kam er in Begleitung eines Rechtsanwalts zu ihr. Ehe er aber ihr letzteren vorstellte, bat er Pauline um eine Unterredung unter vier Augen und gab ihr dabei einen neuen Beweis seiner Anhänglichkeit.

„Ich habe unsere Stellung überdacht," sagte er, „und dabei ist mir natürlich eingefallen, wie unsicher das menschliche Leben ist. Was sollte aus Dir werden, Pauline, wenn ich plötzlich stürbe, wie die Menschen in diesem Hochdruck-Zeitalter so häufig sterben, ehe unsere Vermählung voll-

zogen wäre. Was sollte aus Dir werden, wenn Du allein und hülflos, wieder mit der Bedrängniß der Armuth kämpfend, vielleicht der Heimtücke und Rache meines Cousins Reginald Eversleigh preisgegeben wärest, der es mir nie verzeihen wird, daß ich ihn aus Deinem Herzen verdrängt, so wenig würdig er auch Deiner Liebe war?"

„O, Douglas!" rief Pauline, „warum denkst Du an so etwas?"

„Weil es die Pflicht des Mannes ist, jeder Gefahr, welche dem Weibe, das er liebt, bevorstehen kann, nach Kräften zu begegnen. Ich bin Jurist, Pauline, und ich betrachte die Zukunft mit dem Auge eines solchen. In so weit, als ich Dich selbst vor der Möglichkeit des Unglücks schützen kann, will ich es thun. Ich habe heute einen Rechtsanwalt mitgebracht, damit er Dir ein Testament vorlese, welches ich heute Morgen zu Deinen Gunsten errichtet habe."

„Ein Testament!" rief Pauline. „Für mich liegt in diesen gesetzlichen Formalitäten etwas Fürchterliches."

„Das ist leeres Vorurtheil. Ihr Frauen glaubt, wenn der Mensch sein Testament mache, so sei er nothwendig auch nicht mehr weit vom Tode entfernt. Gestatte mir jetzt, Dir die Bestimmungen dieses Testaments kurz anzudeuten," fuhr Douglas Dale fort. „Ich habe Dir schon gesagt, daß, wenn ich ohne directe Erben sterbe, dann das mir

von Sir Oswald Eversleigh vermachte Grundbesitzthum auf meinen Cousin Reginald übergeht. Dieses Grundbesitzthum, von welchem mein Einkommen herrührt, kann ich nicht veräußern; ich habe blos, so lange ich lebe, die Nutznießung davon. Dieses Einkommen beträgt aber weit mehr, als ich zur Befriedigung meiner ziemlich einfachen Bedürfnisse gebraucht habe, und meine einzige Verschwendung hat in der Anschaffung einer kleinen Bibliothek bestanden. Deshalb bin ich im Stande gewesen, zwölftausend Pfund zu sparen, und diese Summe kann ich vermachen, wem ich will. Ich habe daher ein Testament gemacht, durch welches ich dieses Capital — von welchem Du blos ein kleines Jahrgeld an einen alten treuen Diener zu zahlen haben würdest — nebst meinem persönlichen Eigenthum — aus einigen guten italienischen Gemälden, einer Sammlung seltener alter Bücher und einigen in meinem Zimmer angebrachten werthvollen Schnitzereien bestehend — Dir vermache. Weiter gestattet das Gesetz mir nicht, Dir etwas zu geben, Pauline, doch wird dieses Wenige mindestens hinreichen, Dich vor Mangel zu schützen."

Pauline versuchte zu sprechen, aber sie war durch diesen neuen Beweis von der Großmuth und dem Edelsinn ihres Verlobten so tief gerührt, daß sie kein Wort hervorbringen konnte. Sie faßte blos Douglas Dale's Hand zwischen die ihrigen und drückte sie an ihre Lippen, und dieser

stumme Ausdruck von Dankbarkeit rührte sein Herz mehr, als die beredtesten Worte hätten thun können.

Er führte sie in das Zimmer, wo der Rechtsanwalt wartete.

„Dieser Herr ist Mr. Horley," sagte er, „ein Freund und Rathgeber, dem Du unbedingtes Vertrauen schenken kannst. Mein Testament bleibt in seiner Verwahrung, und sollte ein unvorhergesehener Tod mich ereilen, so wird dieser Freund Dein Interesse wahrzunehmen wissen. Und nun, Mr. Horley, wollen Sie die Güte haben, Madame Durski dieses Document vorzulesen, damit sie weiß, wie im schlimmsten Falle sich ihre Lage gestalten würde."

Mr. Horley verlas das Testament. Es war so einfach und bündig, als das Gesetz einer derartigen Urkunde es zu sein gestattet, und es machte Pauline Durski für den Fall von Douglas Dale's Tode zur Herrin von zwölftausend Pfund an baarem Gelde und zwei- bis dreitausend Pfund in werthvollen Effecten.

Drittes Capitel.

„Unwürd'ges Weib, kalt und berechnend!“

Weder Lydia Graham noch ihr Bruder erholte sich rasch von der getäuschten Erwartung, welche Lionel Dale's unerwarteter Tod ihnen bereitet hatte.

Erstere suchte ihren sinkenden Muth wieder durch die Hoffnung aufzurichten, daß sie an Douglas Dale eine noch reichere Beute finden werde, als an seinem Bruder; Douglas aber mußte in diesem Falle erst noch durch ihre Reize bezaubert werden, welche, wie Lydia selbst recht wohl fühlte, nach zwölf Jahren einer fashionablen Existenz im raschen Welken begriffen waren.

Tag für Tag hoffte und wartete sie auf Douglas Dale's versprochenen Besuch, er kam aber nicht. Jeden Tag trug sie während der Besuchstunden ihre vortheilhaftesten Toiletten, arrangirte ihren kleinen Salon mit der studirten Nachlässigkeit einer eleganten Dame, warf sich jedesmal,

wo der Thürklopfer die Ankunft eines Besuchs verkündete, in ihre graziöseste Attitüde, aber es war Alles vergebens. Der einzige Gast, an welchem ihr etwas lag, befand sich nicht unter diesen Morgenbesuchern, und Lydia's Herz begann vom Gefühl der Verzweiflung gemartert zu werden.

„Nun, Gordon, hast Du noch nichts von Douglas Dale gehört?" fragte sie ihren Bruder Tag für Tag.

Eines Tages kam er mit sehr düsterer Miene nach Hause, und als sie die gewöhnliche Frage that, antwortete er in seinem düstersten Tone:

„Ich habe etwas gehört, was Dir nicht lieb sein wird zu erfahren," sagte er, „denn es ist das Grabgeläute aller Deiner Hoffnungen in dieser Richtung. Wie Du weißt, ist Douglas Dale Mitglied des Phönix sowohl als des Forum. Ich gehöre, wie Du ebenfalls weißt, nicht zum Phönix, treffe Douglas Dale aber dann und wann im Forum. Gestern frühstückte ich mit Lord Caversham, welcher Mitglied des Phönix und mit Douglas Dale bekannt ist, und von ihm erfuhr ich, daß Douglas Dale öffentlich seine bevorstehende Vermählung mit Pauline Durski verkündet hat."

„Unmöglich!" rief Lydia.

Ihr Bruder hatte ihr von Pauline und der Villa in Fulham erzählt, und sie haßte die liebenswürdige Wienerin um der Schönheit und der Reize

willen, welche sie unter den Gecken, Verschwendern und Müssiggängern der fashionablen Clubs in gewissem Grade berühmt machte.

„Es kann nicht wahr sein," rief Mrs. Graham dunkel erröthend. „Es ist das eine von Lord Caversham's abgeschmackten Geschichten und hat wahrscheinlich nicht die mindeste Begründung. Ich kann nicht glauben, daß Douglas Dale sich an eine Person wie diese Madame Durski wegwerfen würde."

„Du hast sie wohl nie gesehen?"

„Nein, natürlich nicht."

„Nun, dann sprich nicht so zuversichtlich," sagte Capitain Graham, der boshaft genug war, sich an der Niederlage seiner Schwester zu weiden. „Pauline Durski ist eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen; höchstens fünfundzwanzig Jahre alt — elegant, bezaubernd, aristokratisch — eine Frau, für welche selbst ein klügerer Mann als Douglas Dale sich zu opfern bereit sein könnte."

„Ich will Mr. Dale sprechen," rief Lydia. „Aus seinem eigenen Munde will ich hören, ob dieses Gerücht gegründet ist."

„Wie willst Du es möglich machen, ihn zu sprechen?"

„Das mußt Du besorgen. Du kannst ihn zum Diner einladen."

„Ja, einladen kann ich ihn, die Frage aber ist, ob er auch kommt. Vielleicht wenn Du ihm

ein Briefchen schriebest, würde er sich mehr geschmeichelt fühlen, als durch eine schriftliche Einladung von mir."

Lydia ging sofort auf diesen Vorschlag ein. Sie schrieb ein bezauberndes liebenswürdiges Briefchen, worin sie ihr Bedauern und ihre Verwunderung, Mr. Dale Douglas seit ihrer Rückkehr nach London nicht gesehen zu haben, die Befürchtung, daß er krank sein könne, und die Hoffnung ausdrückte, daß er eine Einladung zu einem freundschaftlichen Diner mit ihr und ihrem Bruder, der auch sehr besorgt um ihn sei, annehmen werde.

Schon am nächstfolgenden Tage empfing sie ein kurzes Billet von Mr. Douglas Dale, welcher die Einladung für den nächsten Abend annahm.

Das Billet war sehr steif — ja fast kurz abgefaßt; doch brachte Lydia dies mehr auf Rechnung der zurückhaltenden Gemüthsart des jungen Juristen, als eines wahrscheinlichen Mißglücks ihrer Pläne.

Die Thatsache, daß er ihre Einladung überhaupt annahm, ward von ihr schon als ein Beweis der Unwahrheit des Gerüchts über seine beabsichtigte Heirath und als ein gutes Omen für sie selbst betrachtet.

Sie trug Sorge, ein ausgewähltes kleines Diner zu beschaffen, so schlecht es auch mit ihren und ihres Bruders Finanzen für den Augenblick stand. Sie lud eine elegante Wittwe, welche ihre dienstwillige Freundin und Nachbarin und gern

bereit war, bei dieser Gelegenheit die Anstandsdame zu spielen.

Lydia Graham sah wunderschön aus, als Douglas Dale zur bestimmten Zeit erschien, sie ahnte aber nicht, wie gleichgiltig die Augen waren, welche ihre kühne, brünette Schönheit betrachteten, und wie, selbst während er sie ansah, Douglas Dale's Gedanken bei der blonden bleichen Erscheinung weilten, die für ihn die herrlichste war, welche er je geschaut.

Das Diner war ein sehr gemüthliches und trauliches, wie es schien. Man saß an einem hübsch decorirten runden Tisch, und die Bedienung erfolgte durch den Kellermeister und das Factotum der eleganten Wittwe, die ihn für diese Gelegenheit hergeliehen hatte.

Mrs. Marmaduke — so hieß die elegante Wittwe und Anstandsdame — machte sich sehr angenehm und trug Sorge, den ganzen Abend mit Capitain Graham zu conversiren, so daß Lydia ausschließlich Douglas Dale's Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen konnte.

Lydia säumte auch nicht, von ihrer Zeit vortrefflichen Gebrauch zu machen. Von Douglas Dale's Verstand hatte sie eine sehr geringe Meinung, denn sie hielt blos die keckeren Männer für klug und geistreich, welche sich in jeder Gesellschaft hervorzuthun suchen. Sie glaubte, er sei ein Mann, der sich durch süße Worte und be=

zaubernde Blicke leicht bethören ließe, und hatte daher beschlossen, ein kühnes, wo nicht verzweifeltes Spiel zu spielen.

Während Mrs. Marmaduke und Capitain Graham in dem vorderen Salon plauderten, wußte Lydia ihren Gast in dem inneren Gemach festzuhalten, welches eben nur Raum für ein Pianino, ein Notenregal und einige Stühle hatte.

Sie setzte sich an das Piano und spielte einige Tacte mit zerstreuter, etwas gedankenvoller Miene.

„Das ist eine sehr schwermüthige Melodie," sagte Douglas. „Ich glaube nicht, sie jemals schon gehört zu haben."

„Nicht?" entgegnete Lydia. „Ich hätte geglaubt, sie wäre allgemein. Hübsch ist die Melodie, meinen Sie das nicht auch? Der Text ist aber übertrieben sentimental."

Und dann begann sie leise zu singen:

„Ich wage nicht, zu bieten Dir
Die schüchterne Liebe mein;
Ich leg' sie, wie man die Rose legt,
Auf einen unsterblichen Schrein."

„Nach meiner Ansicht ist auch dieser Text sehr hübsch," sagte Douglas Dale.

„Meinen Sie?" murmelte Miß Graham und stockte dann plötzlich mit einem jener erheuchelt verlegenen Blicke, die ihr stets zu Gebote standen.

Es trat eine Pause ein. Douglas Dale stand an dem Notenregal und blätterte in einem Liederheft.

Lydia brach zuerst wieder das Schweigen.

„Warum haben Sie uns nicht schon früher einmal besucht?“ fragte sie. „Sie hatten es uns versprochen.“

„Ich habe zu viel Abhaltung gehabt,“ antwortete Douglas Dale.

Diese Antwort klang fast unhöflich, Lydia sah darin aber nur einen Beweis übergroßer Schüchternheit und Verlegenheit.

Aus ihren Augen zuckte ein Blick des Triumphes.

„Ich werde siegen,“ sagte sie bei sich selbst; „ich werde siegen.“

„Haben Sie wirklich gewünscht, mich zu sehen?“ fragte Douglas Dale nach einer abermaligen Pause.

„Ja, ich wünschte es,“ murmelte sie in bebendem Tone.

„So!“ sagte Douglas Dale in einem Tone, welcher Erstaunen, Freude oder sonst etwas bedeuten konnte. „Das ist sehr freundlich von Ihnen, Miß Graham. Ich gehe sehr wenig aus und besuche blos einige intime Freunde.“

„Und zu dieser bevorrechteten Zahl rechnen Sie doch auch uns — meinen Bruder, wollte ich sagen,“ entgegnete Lydia, indem sie abermals auf bezaubernde Weise erröthete.

„Ja wohl!“ sagte Douglas Dale in einem freundlichen, freimüthigen, unbefangenen Tone, welcher eigentlich für Lydia, wenn sie denselben

richtig zu deuten gewußt, im höchsten Grade entmuthigend hätte sein müssen. „Ich habe nicht vergessen, wie hoch Sie in der Achtung meines Bruders standen, Miß Graham, ja ich glaube, Sie werden mich entschuldigen, wenn ich sage, daß er nach meiner Ansicht von einem noch wärmeren Gefühl gegen Sie beseelt zu sein schien."

Lydia wußte nicht recht, wie sie diese Bemerkung nehmen sollte. In einer Beziehung war sie schmeichelhaft, in der andern entmuthigend. Sie wußte sich jedoch dieser ein wenig beengenden Situation dadurch zu entheben, daß sie mit einem bedeutsamen Blick ihrer schönen Augen eine eben so bedeutsame Bewegung ihrer nicht minder schönen Schultern verband, als ob sie damit sagen wollte, daß Lionel wirklich zärtliche Gefühle für sie gehegt, daß sie dieselben aber nur durch die Empfindungen der Achtung und Freundschaft erwiedert habe.

Diese stumme Sprache schien auch dem Zwecke vollkommen zu entsprechen, denn Douglas Dale's nächste Bemerkung war ganz geeignet, Lydia's Hoffnungen zu nähren.

„Dann wäre ihm also, wenn er länger gelebt hätte," sagte er, „ein grausamer Schmerz vorbehalten gewesen. Ich sehe jedoch, daß dieses Thema ein peinliches für Sie ist, Miß Graham, und ich werde es daher nicht wieder berühren. Vielleicht aber lassen Sie die Erinnerung an seine Ge-

fühle und Hoffnungen zu meinen Gunsten sprechen."

„Zu Ihren Gunsten, Mr. Dale!" rief Lydia, diesmal während ihre Stimme vor nicht erheuchelter Bewegung bebte.

„Ja, zu meinen Gunsten, Miß Graham. Ich bedarf ein befreundetes Gemüth, so wie Sie mir sein könnten, ein Gemüth, bei welchem ich Rath und Beistand suchen kann. Doch entschuldigen Sie; ich halte Sie ab; Sie haben noch einen Gast."

Wie innig wünschte Lydia, daß sie die dienstwillige Nachbarin nicht eingeladen hätte!

„Sie werden mir aber erlauben, Sie bald wieder zu besuchen," fuhr Douglas Dale fort, „und dann wollen wir Vieles besprechen, wozu wir jetzt keine Zeit haben. Darf ich bald kommen?"

Er begleitete diese Hoffnung einflößenden Worte mit einem hellleuchtenden Blick seiner redlichen, freimüthigen Augen, und es war daher kein Wunder, daß Lydia die Geschichte, welche ihr ihr Bruder erzählt, für völlig unwahr hielt und nun der Erfüllung ihrer längst gehegten, so oft getäuschten Hoffnungen fast mit Gewißheit entgegensehen zu können glaubte.

Was würde sie gefühlt haben, wenn sie gewußt hätte, daß Douglas Dale bei diesen Aeußerungen blos von dem Wunsche geleitet ward, seiner angebeteten Pauline eine Freundin zu sichern und ihr den Schutz einer Dame zuzuwenden, deren

Stellung in der Gesellschaft als unantastbar anerkannt war?

„Sie erlauben mir nun wohl, zu Ihrem Bruder und Ihrer Freundin zurückzukehren, Miß Graham? Ich muß mich auf alle Fälle zeitig verabschieden, und diese Conversation hat mir viel Stoff zum Nachdenken gegeben. Ich werde Sie bald wiedersehen. Gute Nacht!"

Mit diesen Worten ging er rasch aus dem kleinen Zimmer in den Salon, und wenige Secunden später hörte Lydia ihn die Treppe hinabeilen.

Sie blieb eine Weile allein, um im Gefühl ihres vermeinten Triumphes zu schwelgen, dann kehrte sie zu Gordon und der liebenswürdigen Wittwe und Nachbarin zurück, welche diese Gelegenheit zum Kokettiren mittlerweile nach Kräften benutzt hatte.

„Ich habe gewonnen," sagte Lydia bei sich selbst, „und wie leicht! Der arme junge Mann! Seine Aufregung war wirklich peinlich anzusehen. Er wagte nicht einmal, mir die Hand zu drücken."

Mrs. Marmaduke nahm bald nachdem Douglas Dale sich entfernt hatte, ebenfalls Abschied, und Miß Graham und ihr Bruder sahen sich mit einander allein.

„Nun," sagte Letzterer mit ziemlich mürrischer Miene, „Du scheinst mit Deiner Tischgesellschaft

nicht viel ausgerichtet zu haben. Douglas Dale entfernte sich auf eine Weise, welche mich vermuthen ließ, daß Du ihn nicht sonderlich zu bezaubern verstanden hast."

Lydia warf stolz den Kopf empor und sah ihren Bruder an.

„Du bist ein sehr kluger Mann, mein lieber Gordon," sagte sie, „trotzdem aber irrst Du Dich doch zuweilen. Was würdest Du sagen, wenn ich Dir sagte, daß Mr. Dale mir heute Abend beinahe einen Antrag gemacht hat?"

„Das ist doch nicht Dein Ernst?"

„Allerdings ist es mein Ernst," antwortete Lydia triumphirend. „Mr. Douglas Dale ist einer jener excentrischen Menschen, die Alles auf ihre eigene Weise thun und von dem gewöhnlichen Gleis abweichen. Vielleicht ist es auch blos sein zurückhaltendes Wesen, welches ihn so schüchtern und unbeholfen macht."

„Ob der Antrag auf unbeholfene Weise gemacht wird, darauf kommt nichts an, dafern er nur ernst gemeint ist," entgegnete der praktische Capitain Graham. „Dein „beinahe" gefällt mir durchaus nicht. Ueberdies mußt Du auch wohl bedenken, was Du thust, Lydia, denn ich versichere Dir, daß in Bezug auf die Thatsache seiner Verlobung mit Madame Durski kein Zweifel obwalten kann. Er hat es ja selbst gesagt."

„Nun, und wenn dies auch der Fall ist, wenn

ihn auch eine listige Abenteurerin in einer schwachen Stunde verleitet hat, ihr einen Antrag zu machen, was hat dies weiter auf sich? Wäre er wohl der erste Mann, der in ein solches Dilemma gerathen wäre und sich wieder herausgearbeitet hätte? Er glaubte, ich könnte seinen Bruder noch nicht vergessen, und deshalb sei für ihn selbst keine Hoffnung vorhanden. Unter solchen Umständen ist es mir ganz begreiflich, daß er in eine Verwickelung gerathen ist, die er aber nun schon wieder zu lösen wissen wird."

„Ich will einmal annehmen, daß Du mit Deinen Voraussetzungen Recht hast," entgegnete Gordon, „wie aber sprach er sich selbst über diese Verwickelung, wie Du es nennst und die ganz gewiß besteht, aus? Wie entschuldigte er dieselbe?"

Lydia's Mund umspielte ein selbstgenügsames, verächtliches Lächeln. Sie war auf Pauline Durski nicht eifersüchtig; sie verachtete sie blos.

„Er entschuldigte sich deswegen nicht, er sprach sich nicht darüber aus," sagte sie. „Er weiß, daß er von mir kein strenges Urtheil zu fürchten hat. Er trachtet nach weiter nichts, als daß ich meine Zuneigung zu ihm gestehe, und dann wird er sich sehr bald von allen Hindernissen freimachen. Fürchte nichts, Gordon. Freilich habe ich den Ehrgeiz, den ich sonst hegte, bedeutend herabstimmen müssen, und Douglas Dale mit seinen zehntausend Pfund ist noch lange kein Sir Oswald Eversleigh mit

Raynham-Castle, ich habe es aber überwunden und werde mich begnügen."

Lydia sagte dies mit einem Ausdruck tugendhafter Resignation, der auf ihren Bruder ungemein beruhigend wirkte. Dennoch aber war er dieser Discussion nun überdrüssig und wünschte ihr ein Ende zu machen.

So viel ihm auch daran lag, sich seiner Schwester zu entledigen und dies unter den bestmöglichen Bedingungen zu thun, hatte er doch jetzt gerade keine Lust, sich von ihr langweilen zu lassen. Er sprach daher das, was er noch auf dem Herzen hatte, kurz und unumwunden aus.

„Es ist dies eine etwas sonderbare Procedur," sagte er. „Du sollst Deine Zuneigung zu diesem Mann gestehen und dann soll er, um Deine Hingebung zu belohnen, eine andere Dame über Bord werfen. Es gab eine Zeit, wo Miß Graham's Stolz durch einen solchen Vorschlag, der ganz gewiß etwas sehr Demüthigendes hat, schwer verletzt worden wäre."

Lydia ward dunkelroth und betrachtete ihren Bruder mit zornigem Blicke. Sie fühlte den Stachel seiner boshaften Worte und wußte, daß er die Absicht hatte, sie zu beleidigen.

„Des Stolzes habe ich mich längst entwöhnt," antwortete sie in bitterem Tone. „Ich habe die Entwürdigung eben so ruhig ertragen gelernt wie Du, als Du Dich herabließest, der Schmeichler

und Schmarotzer reicherer Leute zu werden, als Du bist."

Capitän Graham nahm sich nicht die Mühe, diese Bemerkung zu rügen. Er lächelte über den Zorn seiner Schwester mit der Miene eines Mannes, dem die Meinung Anderer vollkommen gleichgültig ist.

„Na, meine liebe Lydia," sagte er gutgelaunt, „ich kann weiter nichts sagen, als daß Du, wenn Du den Bruder des verstorbenen Bewunderers wirklich geangelt hast, viel Glück hast. Jeder Schulknabe weiß, daß zehntausend noch einmal so viel ist, als fünftausend, und Du kannst froh sein, daß die Aussicht, welche wir, als wir Hallgrove verließen, für immer geschlossen glaubten, sich wieder geöffnet hat. Halte den guten Freund aber nur auch fest und veranlasse ihn, die liebenswürdige Pauline so bald als möglich über Bord zu werfen. Was für ein Narr muß dieser Mensch sein, daß er sein eigenes Gemüth nicht besser kennt."

„Madame Durski hat ihn verführt," sagte Lydia verächtlich.

„Ach ja, die Frauen verstehen derartige Schlingen zu legen, das wissen wir, meine liebe Lydia. Und nun, gute Nacht. Geh und denke im Schweigen Deines Zimmers über Deine Ausstattung nach."

Lydia Graham schlief diese Nacht in der festen

Ueberzeugung ein, daß sie das Ziel und den Zweck ihres egoistischen Lebens endlich erreicht habe, und glaubte, daß nur wenige Tage vergehen würden, bis Douglas Dale wiederkäme und sich ihr zu Füßen würfe.

Zwei oder drei Tage vergingen, während welcher in Lydia Graham's Miene und Haltung ein Ausdruck ungewohnter Ruhe und Heiterkeit zu bemerken war. Sie kleidete sich mit ganz besonderer Sorgfalt; sie hielt ihren kleinen Salon in unverbrüchlicher Ordnung und blieb trotz des schönen Wetters und einer ungewöhnlichen Anzahl von Einladungen jeden Nachmittag zu Hause.

Douglas Dale aber gab kein Lebenszeichen von sich. Er kam nicht, er schrieb nicht und alle seine enthusiastischen Erklärungen schienen sich in Nichts aufgelöst zu haben.

Pauline Durski war krank, und in seiner Besorgniß und Unruhe vergaß Douglas Dale, daß eine Lydia Graham überhaupt existirte.

Eine unbestimmte Unruhe begann sich ihres Gemüths zu bemächtigen, und es war ihr, als ob das schöne Haus, das reichlich bemessene Nadelgeld, die Equipagen, das gewandte französische Kammermädchen, die Diamanten und alle anderen köstlichen Dinge, welche sie schon beinahe als ihr Eigenthum betrachtet, plötzlich hinwegschwänden wie ein Traum.

Sie war deshalb in keiner sehr liebenswür-

digen Laune, als sie, nachdem sie eine Woche lang gewartet und in Ungewißheit geschwebt, eines Morgens in ihr Speisezimmer hinabging.

Ihr Bruder hatte bereits am Frühstückstische Platz genommen.

Neben ihrer Tasse lag ein Brief, ein ziemlich dicker mit vier Stempelmarken auf dem Couvert.

Lydia kannte die Handschrift nur zu gut. Es war die ihrer französischen Putzmacherin, Mademoiselle Susanne, welcher sie eine Summe schuldete, die sie, wie sie wohl wußte, aus eigenen Mitteln nimmermehr bezahlen konnte.

Der Gedanke an diese Schuld hatte sie Tag und Nacht verfolgt. Eine fashionable Dame konnte den zu jener Zeit bestehenden Gesetzen gemäß sich nicht für insolvent erklären, und Mademoiselle Susanne war daher berechtigt, ihre schöne Schuldnerin jeden beliebigen Augenblick festnehmen und in's Schuldgefängniß bringen zu lassen.

Mit bebender Hand öffnete Lydia das Couvert und zog die furchtbare Rechnung über gelieferte Toiletten heraus, die sie alle in der Hoffnung getragen, darin die so längst ersehnte Eroberung zu machen. Und die Summe aller dieser Beträge belief sich auf beinahe dreihundert Pfund!

„Das kann ich nicht bezahlen!" murmelte Lydia. „Das kann ich nicht bezahlen!"

Gordon Graham blickte von dem Zeitungs=

blatt, in welches er bis jetzt vertieft gewesen, auf und sah seine Schwester an.

„Was giebt's?“ rief er. „Ah, eine Rechnung, wie ich sehe — wahrscheinlich von Mademoiselle Susanne, nicht wahr? Ihr Frauenzimmer wollt Euch um jeden Preis schön machen und müßt natürlich dafür früher oder später bezahlen. Wenn Douglas Dale Dein Mann wird, so wird eine Anweisung von ihm Mademoiselle Susanne bald befriedigen und sie für die Zukunft zu Deiner demüthigen Sclavin machen. Aber was fehlt Dir, meine Lydia? Auf Deiner schönen Stirn ruht heute ein düsterer Schatten. Hat Dein Geliebter vielleicht noch nichts wieder von sich hören lassen?“

„Gordon,“ rief Lydia heftig, „verhöhne mich nicht. Ich weiß nicht, was ich denken soll. Ich habe ein verzweifeltes Spiel gespielt — ich habe Alles auf diesen Wurf gesetzt — und wenn ich verliere, so muß ich mich in mein Schicksal fügen. Kämpfen kann ich nicht mehr; das Leben hat mir Täuschungen und Niederlagen gebracht, und einer solchen Existenz bin ich nun vollständig müde.“

Viertes Capitel.

Ein Wiedersehen und eine Erklärung.

Der jungen Frau des Capitain Georg Jernam vergingen die Tage in dem freundlichen Dorfe Allanbay ziemlich traurig.

So schön die Umgebung hier auch war, so kam es doch der armen Rosamunde vor, als wäre die Erde von schwarzen Wolken beschattet, welche kein Sonnenstrahl zu durchdringen vermöchte.

Die einzige Erheiterung, welche Rosamunde während dieser Zeit erfuhr, ward ihr durch die liebevolle Freundlichkeit Susanne Jernam's, der alten Tante ihres Gatten bereitet.

Wenn aber Rosamunde's Existenz auch keine glückliche war, so war sie doch allem äußeren Anscheine nach eine friedliche. Das Herz der verlassenen Gattin aber kannte keinen Frieden. Sie brütete fortwährend über die seltsamen Umstände, von welchen Georg's Abreise begleitet war,

und fragte sich unaufhörlich, weshalb er sie eigentlich verlassen habe.

Trotz alles Nachsinnens aber konnte sie auf diese sich immer wiederholende Frage keine Antwort finden.

Hatte er aufgehört, sie zu lieben? Nein, das konnte nicht der Fall sein, denn diese Veränderung findet selbst in dem unbeständigsten Herzen nur allmälig statt. Georg Jernam hatte sich in einem Tage — in einer Stunde verändert.

Die Ueberzeugung, zu welcher Rosamunde kam, war daher stets dieselbe. Sie glaubte, die geheimnißvolle Veränderung, die mit dem Gatten, den sie so zärtlich liebte, vorgegangen, sei eine Veränderung des Gemüths selbst — eine von dem Einfluß der Außenwelt unabhängige plötzliche Monomanie — eine Krankheit des Hirns, die durch einen gewöhnlichen Arzt nicht geheilt werden konnte.

Von diesem Glauben erfüllt, ward das Herz der armen jungen Frau noch mehr gemartert, wenn sie an die Gefahren dachte, von welchen das Leben ihres Gatten umringt war — Gefahren, die für einen Mann, dessen Geist das Gleichgewicht verloren, doppelt furchtbar sein mußten.

Sie beobachtete daher jede Veränderung der Atmosphäre, jede Wolke, die sich am Himmel zeigte, mit unaussprechlicher Besorgniß.

Als der Herbst dem Winter wich, als die

Winde laut über die breite Fläche des Oceans heulten, als der Schaum der schwarzen Wogen hoch emporstieg und weiß und silbern durch das Zwielicht blinkte, da ward ihr Herz von immer größerer Bangigkeit um den Abwesenden gequält.

Tag und Nacht stieg ihr Gebet zum Himmel auf — ein Gebet, wie nur das liebende Herz des Weibes für den Gegenstand aller seiner Gedanken haucht.

Während Rosamunde so an dem Orte weilte, welchen Capitain Jernam für sich gewählt, war das Haus ihres Vaters bei London gänzlich der Obhut der Haushälterin, Mrs. Mugby, und des Dienstmädchens Susanne Trott überlassen.

Es bot jetzt in den rauhen kurzen Herbsttagen einen öden Anblick dar, so sorgfältig es auch von Mrs. Mugby in Stand gehalten ward, denn diese lüftete jeden Tag die Zimmer und stäubte die Möbels ab, gerade als ob der Capitain jeden Augenblick eintreten könnte.

„Er kann heute Abend kommen, er kann auch erst in einem Jahre kommen," sagte sie zu Susanne, wenn diese sich vielleicht einmal bei den gedachten Verrichtungen säumig zeigte, „aber merke wohl, was ich sage: Wenn er kommt, so kommt er ganz plötzlich und ohne vorher eine Zeile geschrieben oder ein Wort sagen gelassen zu haben."

Endlich kam der Tag, wo Mrs. Mugby zu

ihrer Befriedigung fand, daß ihr Poliren und Abstäuben keine weggeworfene Mühe gewesen war. Capitain Duncombe kam gerade so wieder, wie sie prophezeit hatte — ohne ein Wort gegeschrieben oder eine mündliche Botschaft gesendet zu haben.

Er zog eines Tages die Klingel am äußeren Pförtchen und ging in den Garten hinein und aus dem Garten in das Haus, gerade als ob er von einem Morgenspaziergang zurückkäme — zum großen Erstaunen Susannens, die ihn einließ und, während er schnell an ihr vorüberschritt, mit großen Augen angaffte.

Er ging stracks in das Zimmer, in welchem er sich sonst aufzuhalten gepflegt. Auf dem polirten stählernen Rost des Kamins brannte ein munteres Feuer und Alles trug das Gepräge der größten Behaglichkeit.

Mit zufriedener Miene schaute er sich im Zimmer um.

„Wer die häusliche Bequemlichkeit schätzen lernen will, muß eine Fahrt nach Ostindien machen," rief er. „Wie gemüthlich ist Alles hier und welch ein Narr müßte man sein, wenn es einem hier nicht gefiele, nachdem man acht Tage hinter einander auf der Höhe von Gibraltar vom Sturme hin und her geschüttelt worden ist! Aber wo ist denn Deine Herrin, Susanne?" fuhr er plötzlich, sich nach der Dienerin herumdrehend, fort. „Wo

ist Mrs. Jernam, meine Tochter? Hört sie die polternde Stimme ihres alten Vaters nicht? Warum heißt sie mich nicht willkommen, nachdem ich so lange fortgewesen bin, um noch mehr Geld für sie zu verdienen?"

Ehe Susanne antworten konnte, hatte Mrs. Mugby die Stimme ihres Herrn gehört und kam herbeigeeilt, um ihn zu begrüßen.

„Danke, danke," sagte der Capitain hastig, „aber wo ist meine Tochter? Läuft sie denn an diesem kalten Wintertag auf den Straßen von London umher?"

„Aber, Sir," rief Mrs. Mugby, „haben Sie denn von Miß Rosamunde — ich wollte sagen von Mrs. Jernam — nichts gehört?"

„Gehört?" wiederholte Capitain Duncombe. „Kein Wort! Was gafft Ihr mich denn so an? Es ist doch nichts mit ihr passirt?"

Das redliche Antlitz des Capitains ward bleich, denn es erwachte eine plötzliche Furcht in seinem Herzen.

„Sie ist doch nicht etwa krank," keuchte er, „oder gar —"

„Nein, nein, nein, Sir!" rief Mrs. Mugby. „Ich habe erst vor acht Tagen noch von Mrs. Jernam gehört, und sie ist gesund und wohl; sie wohnt aber jetzt in Devonshire, wohin sie vergangenen Juli mit Capitain Jernam ging. Ich glaubte, Sie hätten einen Brief von ihr erhalten,

worin sie Ihnen diese Veränderung gemeldet hätte."

„Was!" rief Capitain Duncombe. „Meine Tochter ist aus dem hübschen, bequemen Hause, welches ihr Vater ihr gebaut, fortgegangen? Es gefiel ihr wohl nicht mehr? Es war ihr wohl nicht gut genug?"

Der Capitain ließ sich, indem er dies sagte, in den ihm zunächststehenden Lehnstuhl sinken. Der Gedanke, daß seine Tochter das Daheim, welches er ihr mit so freigebiger Hand bereitet, verlassen, verletzte ihn tief.

„Entschuldigen Sie, Sir," hob Mrs. Mugby wieder an, „ich weiß wohl, daß es mir nicht zukommt, mich in Familienangelegenheiten zu mischen, aber dennoch kann ich unmöglich ruhig zuhören, wenn eine Tochter von ihrem Vater verkannt wird. Mrs. Jernam verließ dieses Haus nicht auf eigenem Antrieb, sondern Capitain Jernam fiel es plötzlich ein, mit seinem Schiff vom „albernen Troß" wieder eine weite, lange Fahrt zu machen, und er bestand darauf, vorher seine junge Frau nach Devonshire zu bringen, was freilich beinahe eben so schlimm ist, als hätte er sie lebendig begraben."

„Was! Er hat seinen Posten verlassen?" rief der alte Capitain. „Er ist von seiner schönen jungen Frau fortgelaufen, nachdem er ihr versprochen, bei ihr zu bleiben, bis ich wieder da



wäre! Das nenne ich nicht gehandelt, wie es einem rechtschaffenen Manne zukommt," setzte der Capitain entrüstet hinzu.

„Ich auch nicht, Sir," stimmte die Haushälterin bei. „Ein abenteuerliches, umherschweifendes Leben ist in seiner Art zwar gut, wenn aber ein Mann, der sich eben erst mit einer hübschen jungen Frau, die ihn von Herzen liebt, verheirathet hat, nicht ruhig zu Hause sitzen bleiben kann, dann möchte ich wissen, wer es könnte."

„Also er ist zur See gegangen und hat seine Frau vorher nach Devonshire gebracht?" sagte Capitain Duncombe. „Das ist eine schöne Geschichte! Und meine Tochter verstand sich ohne Murren dazu, das Haus ihres Vaters zu verlassen?"

„Ich bitte um Entschuldigung, Sir," entgegnete Mrs. Mugby. „Vor den Dienstleuten klagte Miß Rosamunde allerdings nicht, mochte sie in ihrem Herzen fühlen, was sie wollte; einmal in der Nacht hörte ich sie laut weinen und schluchzen."

„Sagte sie denn nichts zu Euch, ehe sie fortging?"

„Erst am Abend vor ihrer Abreise kam sie zu mir in die Küche und sagte: „Mrs. Mugby, mein Gatte wünscht, daß ich nach Devonshire gehe und während der Dauer seiner Abwesenheit dortbleibe. Natürlich thut es mir sehr leid, das Haus zu verlassen, in welchem ich mit meinem guten Vater so friedlich und glücklich gelebt habe; meine Pflicht

ist aber jetzt, meinem Gatten zu gehorchen, mag er von mir verlangen, was er wolle. Ich werde an meinen Vater schreiben und ihm sagen, wie schwer es mir ankommt, von hier fortzugehen."

„Das sagte sie?" rief der Capitain, durch diesen Beweis der Liebe seines Kindes augenscheinlich gerührt. „Ich habe keinen Brief von ihr bekommen, und weshalb Georg Jernam, gleich nachdem ich fortgewesen bin, auch mit seinem Schiff Gott weiß wohin gesegelt ist, das ist mir ein Räthsel. Ich fange an zu glauben, daß der beste Seemann nicht auch zugleich der beste Ehemann ist. Ich werde indessen meine Geschäfte in London so bald als möglich abmachen und dann sofort nach Devonshire reisen, um meine arme verlassene Rosamunde zu sehen. Wahrscheinlich wohnt sie an der Seeküste in dem Dorfe, wo Jernam's Tante lebt."

„Ja, Sir, in Allandale oder Allanbay — so ein Name ist es."

„Ja, Allanbay heißt das Dorf," fuhr der Capitain fort. „Ich will sehen, ob ich mit meinen Geschäften noch heute Abend zu Stande kommen kann, dann mache ich mich gleich morgen auf den Weg nach Devonshire."

Mrs. Mugby bot Alles auf, um das erste Diner, welches der Capitain wieder in seinem Hause zu sich nahm, zu einer großen Küchenkunstleistung zu machen, das Gefühl der getäuschten

Erwartung aber hatte ihm den Appetit geraubt, und er aß daher sehr wenig.

Nachdem der Tisch abgeräumt war, brachte Susanne alles Nöthige zu dem beliebten Punsch herbei, welchen sich der Capitain sonst des Abends zu brauen gepflegt hatte.

Jetzt aber schien er diese Vorbereitungen gar nicht zu sehen, sondern erhob sich von seinem Stuhl, setzte den Hut auf und verließ das Haus.

Rasch ging er die finstere Straße entlang, die an seinem Hause vorbei nach Ratcliff Highway führte. Es dauerte nicht lange, so sah er die flackernden Laternen des Seemannsviertels, und schritt schnell hindurch nach einer anständigen und gemüthlichen kleinen Taverne in der Nähe des Tower, welche von Kauffahrercapitainen und dergleichen besucht zu werden pflegte.

Hier hatte er einen alten Schiffskameraden zu treffen versprochen und war froh, unter diesem Vorwand den Abend außer seinem Hause zubringen zu können.

In der kleinen Gaststube fand er den Freund, den er zu sehen erwartete, schon anwesend, und sie tranken einige Glas Grog und unterhielten sich traulich. Der Freund des Capitains ging zuerst wieder fort, denn er hatte einen sehr weiten Nachhauseweg zurückzulegen.

Der Capitain blieb nachdenklich beim Feuer sitzen und schlürfte sein letztes Glas Grog, als

die Thür sich öffnete und Jemand in's Zimmer trat.

Capitain Duncombe blickte auf und erkannte zu seinem großen Erstaunen in dem Eintretenden seinen Schwiegersohn, Georg Jernam.

„Georg!“ rief er. „Du in London! Das ist die größte Ueberraschung von allen!“

„Guten Abend, Capitain Duncombe,“ antwortete Georg in kaltem Tone. „Der „Albatroß“ ist erst heute Nachmittag im Hafen von London eingelaufen. Es ist dies das erste Haus, welches ich betreten, und von allen Menschen der Erde hätte ich Sie hier am wenigsten zu sehen erwartet.“

„Nach Deiner Ausdrucksweise zu schließen, scheint diese Ueberraschung für Dich durchaus keine angenehme zu sein!“ rief der alte Capitain. „Darf ich fragen, wie es kommt, daß Rosamunde Duncombe's Ehemann sich erlaubt, in diesem Tone mit dem Vater seiner Frau zu sprechen?“

„Sie sind Rosamunde's Vater,“ antwortete Georg, „und dies ist ein genügender Grund, daß Valentin Jernam's Bruder sich von Ihnen fern halte.“

„Dieser Mensch ist verrückt,“ murmelte Capitain Duncombe. „Er hat den Verstand verloren.“

„Nein,“ antwortete Georg Jernam, „ich habe den Verstand nicht verloren — ich bin mir des Elends meiner Situation nur zu deutlich bewußt. Ich liebe Ihre Tochter, Capitain Duncombe, ich

liebe sie so innig und wahr, wie nur je ein Mann das Weib seiner Wahl geliebt hat. Und gleichwohl treibe ich mich allein und bekümmert in London umher, während ich nach Hause zu meinem lieben Weibe eilen sollte. So theuer sie mir aber ist — so wahrhaft ich sie liebe — so wage ich doch nicht, zu ihr zurückzukehren, denn zwischen ihr und mir steht das Gespenst meines ermordeten Bruders Valentin."

„Aber was um's Himmel willen hat denn meine Tochter Rosamunde mit dem unglücklichen Schicksal Deines Bruders zu schaffen?" fragte der Capitain.

„In eigener Person nichts, das Unglück aber will, daß sie in einem nahen Verhältniß zu Jemandem steht, der mit dem Mörder oder den Mördern meines unglücklichen Bruders im Bunde gewesen ist."

„Aber um Gottes willen, was soll denn das heißen?" fragte Capitain Duncombe, und wußte nicht, ob er seinen Ohren trauen sollte.

„Fragen Sie mich nicht weiter, Capitain Duncombe," antwortete Georg in abstoßendem Tone. „Sie sind mein Schwiegervater. Die Kenntniß, welche mir das eine schwarze Geheimniß in Ihrem anscheinend rechtschaffenen Leben enthüllte, kam zu spät, um das Knüpfen dieses Bandes zwischen uns zu verhindern. Als die verhängnißvolle Wahrheit sich mir offenbarte, war ich schon Gatte Ihrer

Tochter. Dies gebietet mir Schweigen. Drängen Sie sich mir nicht auf. Ich werde meine Pflicht gegen Ihre Tochter erfüllen, als ob Sie und Ihr Verbrechen niemals auf dieser Erde existirt hätten. Sehen aber können wir uns nicht anders, denn als Feinde. Die Erinnerung an meinen Bruder Valentin ist mit meinem innersten Leben verwachsen und jedes ihm zugefügte Leid wird von mir doppelt empfunden."

Capitain Duncombe hatte sich während dieser letzten Worte seines Schwiegersohnes vom Stuhl erhoben und stand jetzt vor Wuth athemlos und dunkelroth Georg gegenüber.

„Georg Jernam," rief er, „wollt Ihr, daß ich Euch zu Boden schlage? Ihr könnt von Glück sagen, daß ich es nicht schon gethan habe. Was soll dieses unsinnige Geschwätz bedeuten? Seid Ihr betrunken oder verrückt oder Beides?"

„Capitain Duncombe," sagte Georg ruhig, „wünschen Sie wirklich, daß ich offen mit der Sprache herausgehe?"

„Das versteht sich! Wenn Ihr es nicht sofort thut, so sollt Ihr sehen, wie es Euch ergeht!" rief der wüthende Capitain.

„Nun, dann lassen Sie mich Ihnen sagen, daß, bevor ich im vergangenen Juli Ihr Haus verließ, Ihre Tochter mich eines Tages, als es mir an Briefpapier fehlte, aufforderte, von dem in Ihrem Pult enthaltenen Vorrath Gebrauch zu machen."

„Nun und dann?“

„Ich that es nicht gern, verstand mich aber endlich dazu, dieses Pult mit einem Schlüssel zu öffnen, der sich in Rosamunde's Besitz befand. Es lag durchaus nicht in meiner Absicht, zu sehen, was für Geheimnisse in dem Pult verborgen wären, gleich vor mir aber in dem Schreibzeug sah ich etwas, was nicht verfehlen konnte, meine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und was meinen Blick fesselte, als ob ich plötzlich eine Schlange gewahrte.“

„Aber was könnte das für ein Gegenstand gewesen sein!“ rief der Capitain. „Ich weiß von keinen Raritäten, die ich in meinem Pult aufbewahrt hätte.“

„Ich will Ihnen zeigen, was ich an jenem Tage fand,“ antwortete Georg. „Dieser Fund gab meinem ganzen Lebensgange eine andere Richtung und vertrieb mich aus dem einst so glücklichen Hause als rastlosen, bejammernswerthen Wanderer hinaus in die weite Welt.“

„Dieser Mensch ist toll,“ murmelte Capitain Duncombe bei sich selbst; „er muß toll sein.“

Georg Jernam zog ein kleines zusammengewickeltes Papier aus seiner Westentasche, wickelte es auf und brachte eine Goldmünze zum Vorschein — die gebogene brasilianische Münze — welche er dem Capitain in die Hand legte.

Der Himmel stehe uns bei!" rief Capitain Duncombe. „Das ist ja das Gespenstergeld!"

Der Ausdruck, der sich, indem er das sagte, in seinen Zügen malte, war wohl der der Ueberraschung und des Erstaunens, aber keineswegs der des Schuldbewußtseins.

Georg sah dies, während sein Schwiegervater die Münze betrachtete.

„O, Papa!" rief er reuig; „dann habe ich Dich wohl in einen ganz ungerechten Verdacht gehabt?"

„In was für einen Verdacht denn?"

„Daß Du mehr oder weniger an der Ermordung meines Bruders betheiligt gewesen wärest. Das Goldstück, welches Du jetzt in Deiner Hand hast, war ein Andenken, welches er von mir bekommen hatte. Du siehst, daß die Anfangsbuchstaben meines Namens darauf gekritzelt stehen. Und dieses Goldstück fand ich in Deinem Pult!"

„Und dies gab Dir Grund, mich für den Mitschuldigen von Dieben und Mördern zu halten!" rief Capitain Duncombe. „Georg Jernam, ich schäme mich Deiner!"

Georg Jernam bedeckte sich das Gesicht mit den Händen und saß mit gesenktem Haupte vor dem Mann, dem er so grausam Unrecht angethan.

„Wenn ich ein stolzer Mann wäre," hob der alte Capitän wieder an, „so würde ich mich gar nicht herablassen, Dir eine Erklärung zu geben. Da ich

aber kein stolzer Mann bin und da Du der Gatte meiner Tochter bist, so will ich Dir sagen, wie diese kleine Goldmünze in meinen Besitz gekommen ist, und wenn ich Dir meine Geschichte erzählt habe, so will ich Zeugen bringen, um Dir zu beweisen, daß ich die Wahrheit gesprochen. Ja, Georg, ich verlange von Dir nicht, daß Du meinen Worten glauben sollst, denn wie kannst Du dem Wort eines Mannes glauben, den Du für den Mitschuldigen eines Mörders gehalten hast? O, Georg! Das ist grausam. — Das ist zu grausam!"

Es trat kurzes Schweigen ein und dann erzählte Capitain Duncombe die Geschichte von dem Erscheinen des Geistes des alten Screwton und wie er, der Capitain, nach dem Verschwinden des Geistes in der Küche diese Münze gefunden.

„Ich habe in meinem Leben mancher Gefahr in's Auge geschaut, Georg Jernam," setzte der alte Capitain hinzu, „und ich glaube nicht, daß irgend Jemand, der je neben mir auf dem Deck gestanden hat, mich einen Feigling nennen kann; dennoch aber gestehe ich, daß ich mich in jener Nacht gefürchtet habe. Wesen von Fleisch und Blut können mir nicht Angst machen und ich will es mit sechs — ja, wenn es sein muß, mit zwanzig Gegnern aufnehmen, wenn es sich aber um einen Besuch aus dem Jenseits handelt, dann ist es aus mit Joseph Duncombe und er klappt zu wie eine Auster."

„Und Du glaubst wirklich, der Mann, den Du in jener Nacht gesehen, sei ein Gast aus einer andern Welt gewesen?"

„Was kann ich anders glauben? Ich hörte die Beschreibung, die man von dem Geist des alten Screwton machte, und was ich sah, entsprach dieser Beschreibung auf das genaueste."

„Gäste aus dem Jenseits lassen keine greifbaren Beweise ihrer Gegenwart zurück," antwortete Georg. „Der Mann, der diese Goldmünze verloren hat, ist kein Geist gewesen. Wir wollen dieser Sache näher auf den Grund gehen und uns Licht darüber verschaffen, so räthselhaft es auch ist. In etwa einem Monat erwarte ich Joyce Harker von Ceylon zurück. Er weiß von dem Schicksal meines armen Bruders mehr als sonst Jemand — natürlich mit Ausnahme der Verüber der blutigen That. Und nun Freund — Vater — kannst Du mir das bittere Unrecht, welches ich Dir angethan, verzeihen?"

„Na, Georg," antwortete Capitain Duncombe ernst, „ich bin nicht unversöhnlich, und um meiner Tochter und um der Erinnerung an die langen Nachtwachen willen, die wir mit einander auf der einsamen See zugebracht, will ich Dir vergeben. Hier ist meine Hand und mein Herz dazu."

Georg traten die Thränen in die Augen, indem er die Hand des alten Capitain faßte.

„Gott segne Dich, mein guter Papa," murmelte

er, „und der Himmel sei gepriesen, daß er mich heute Abend hierher geführt hat. Du weißt nicht, welche Last Du mir vom Herzen genommen; Du weißt nicht, was ich gelitten habe.“

„Du bist ein Narr gewesen und nun sprich nicht weiter davon,“ sagte Capitain Duncombe. „Morgen fahren wir mit der ersten Personenpost, die von London abgeht, nach Devonshire.“

Fünftes Capitel.

Der Verrath hat sein Aergstes gethan.

Der schwarze Milsom, jetzt Mr. Maunders, verschaffte sich durch seinen Freund James Harwood, den er durch freigebige Bewirthung zu häufigen Besuchen veranlaßte, von Allem, was in Raynham-Castle vorging, genaue Kenntniß.

Besonders bewog er Harwood, von der außerordentlichen Sorgfalt zu sprechen, womit Lady Eversleigh's Befehlen zufolge die kleine Erbin gehütet ward.

Eines Tages, als er das Gespräch auch auf dieses Thema gebracht, sagte er.

„Man sollte meinen, diese Leute fürchteten, es wolle Jemand ihr Kind stehlen."

„Da habt Ihr ganz Recht, Mr. Maunders. Jede Lage im Leben hat ihre Schattenseite, und schon ein Kind kann nicht ungehudelt eine reiche Erbin sein. Eines Tages, als Capitain Copplestone und Mrs. Morden mit der Kleinen im offenen Wagen

ausfuhren, hörte ich von meinem Bedientensitze aus, daß der Capitain zu der Gouvernante sagte, die Kleine habe Feinde — bittere Feinde, die sie in Schaden bringen könnten, wenn nicht scharf aufgepaßt würde."

„Wir kennen einander nun schon ziemlich lange, lieber James," sagte Milsom, „und Ihr habt bei mir schon so manches Glas Punsch getrunken, trotzdem aber habt Ihr Euch noch nie erboten, mich mit einem Eurer Kameraden bekannt zu machen, oder mich eingeladen, bei Euch in Eurer Dienerstube eine Tasse Thee zu trinken."

„Ich bitte um Entschuldigung, Mr. Maunders," sagte James. „Wenn ich einen Freund zum Thee oder zu einem kleinen Abendessen einladen wollte, so müßte ich erst Mrs. Smithson, die Haushälterin, um Erlaubniß bitten."

„Nun das könntet Ihr ja thun."

„Ach ja, und wenn ich geglaubt hätte, daß Ihr Euch so klein machen und ein Glas Bier oder eine Tasse Thee bei uns trinken würdet, so hätte ich Mrs. Smithson schon längst einmal gebeten, Euch einladen zu dürfen."

„O, ich bin nicht stolz," sagte Mr. Milsom. „Ich bin gern da, wo es fröhlich und gesellig zugeht, mag es nun im Zimmer der Haushälterin oder in der Dienerstube sein."

„Dann will ich noch heute Abend um Erlaubniß anfragen," antwortete James Harwood.

Am nächstfolgenden Tage erhielt Milsom durch Vermittelung eines Stalljungen einen Zettel, auf welchem eine Einladung gekritzelt stand, welcher zufolge er sich diesen Abend sieben Uhr zu einem kleinen Abendessen und einem darauf folgenden geselligen Spielchen in der Dienerstube einfinden sollte.

Einige Stunden im Innern von Raynham-Castle zuzubringen, war ein Wunsch, welchen Milsom schon längst gehegt, und als er James Harwood's schwerfälliges Gekritzel entziffert hatte, verzog er seinen Mund zu triumphirendem Schmunzeln.

„Es geht in der Welt Alles," murmelte er bei sich selbst. „Es geht Alles, man muß nur Geduld haben und warten können."

Die Dienerhalle oder Dienerstube war ein ganz angenehmer Ort, wenn aber Mrs. Smithson, die Haushälterin, in ihren Ideen liberal war, so war sie doch auch streng, und in manchen Punkten dies ganz besonders. Einer dieser Punkte war der, daß die Thore des Schlosses halb elf Uhr für die Nacht geschlossen würden.

Bei mehr als einer Gelegenheit hatte sie in der letzten Zeit Grund gehabt, zu vermuthen, daß diese Regel von einem gewissen Individuum übertreten würde. Dieses Individuum war Matthew Brook, der Oberkutscher, ein jovialer Gesell, der gern sein Glas trank und dabei politisirte, weshalb er es

vorzog, seine Abende in der Gaststube der „Henne mit ihren Jungen", anstatt in der langweiligen Dienerhalle des Schlosses zuzubringen.

Vor zehn Uhr kam er selten nach Hause, zuweilen ward es halb Elf, und einmal hatte Mrs. Smithson ihn mit ihren eigenen Ohren erst nach Dreiviertel zum Schloßthor hereinkommen hören.

Uebrigens gab es auch noch einen andern entsetzlichen Umstand, von welchem Mrs. Smithson keine Ahnung hatte.

Matthew Brook gelangte nämlich zuweilen eine halbe Stunde oder auch noch später, nachdem die in die Dienerhalle führende große Thür von Eichenholz mit gebührender Feierlichkeit verschlossen und verriegelt worden, mittelst einer kleinen halben Glasthür in's Schloß.

Diese kleine Thür führte in ein kleines Parterrezimmer, in welchem einer der Lakaien schlief, dem es natürlich sehr leicht war, die nächtlichen Pflichtwidrigkeiten seines Mitdieners dadurch zu vertuschen, daß er ihn ganz in der Stille durch sein Schlafzimmer hereinschlüpfen ließ.

James Harwood war ein Mensch, der nichts verschweigen konnte, und hatte daher nicht verfehlt, seinen Freund, Mr. Maunders, von den kleinen Uebertretungen, deren Matthew Brook sich schuldig machte, zu unterrichten.

Mr. Maunders hörte diese Mittheilung eben so wie alles Andere, was sich auf die inneren An=

gelegenheiten des Schlosses bezog, mit großem Interesse an.

Nicht lange nach dieser Unterredung ward er zu dem kleinen Abendessen eingeladen.

Er spielte mit Mrs. Trimmer, der Köchin, Matthew Brook, dem Kutscher, und James Harwood zunächst einige Robber Whist. Matthew war sein Partner, und wer sich die Mühe genommen hätte, das Spiel genau zu beobachten, würde bemerkt haben, daß Milsom seinem Partner mehr Aufmerksamkeit widmete, als seinen Karten, so daß er dadurch der Gelegenheit, sich als guter Whistspieler auszuzeichnen, verlustig ging.

Als der große Tisch zum Abendessen gedeckt ward, löste sich die Whistpartie auf und die Männer begaben sich hinaus auf den alten, geräumigen Hof. James Harwood, Brook, Milsom und zwei der Lakaien schlenderten, ihre Pfeifen rauchend, unter dem kalten, sternenhellen Himmel auf und ab.

Die von der Herrschaft bewohnten Zimmer befanden sich alle nach der Gartenfront heraus, und das Tabakrauchen auf dem Hofe war nicht verboten.

Milsom, welcher bis jetzt seine Aufmerksamkeit ausschließlich dem Kutscher gewidmet, näherte sich nun während des Hin- und Herspazierens James Harwood.

„Wo ist denn die kleine Thür, zu welcher

Brooks hineinschlüpft, wenn er sich einmal verspätet hat?" fragte er James in gleichgültigem, obschon vorsichtig gedämpftem Tone.

„Wir werden sogleich daran vorbeikommen," antwortete James. „Die kleine Glasthür dort rechts ist es. Stephen ist ein gutmüthiger Kerl und läßt, wenn Matthew noch nicht da ist, seine Thür stets unverriegelt. Das Zimmer, in welchem er schläft, war früher ein Pförtnerstübchen und führt in den Hausflur, was Matthew ganz vortrefflich zu statten kommt. Wir sind ihm Alle gut, und es würde daher Keinem von uns einfallen, ihn zu verrathen."

„Ja, er ist ein ganz herrlicher alter Kauz," antwortete Milsom, der an dem fidelen alten Kutscher außerordentliches Wohlgefallen zu finden schien.

„Besucht mich nur auch einmal, Mr. Brook," sagte er nach einer Weile, indem er seinen Arm freundschaftlich durch den des alten Kutschers steckte. „Ich werde bemüht sein, Euch nach Kräften zu bewirthen, und nicht wahr, James, ein gutes Glas Punsch verstehe ich zu brauen?"

James Harwood bestätigte, daß er noch nie besseren Punsch getrunken habe, als den, welchen ihm Mr. Maunders vorgesetzt.

Das Abendessen war ein sehr heiteres. Umfangreiche Schnitten Rinderbraten verschwanden wie durch Zauberei, und die Consumtion von Ein=

gemachtem war, sowohl vom physiologischen als vom gesundheitspolizeilichen Standpunkt aus betrachtet, geradezu beunruhigend.

Auf den Rinderbraten folgte ein riesiger Käse, und der braune Bierkrug ging so oft zum Fasse, daß sein Unzerbrochenbleiben ein wahres Wunder genannt werden mußte.

Eine Viertelstunde nach zehn Uhr wünschte Mr. Maunders seinen neuen Bekannten gute Nacht, bat aber vorher, einen Blick in die große Halle werfen zu dürfen.

„Ja, die sollt Ihr sehen,“ antwortete der gutmüthige Matthew Brook. „Ihr werdet finden, daß es ein Anblick ist, der sich der Mühe verlohnt, meilenweit darnach zu gehen. Kommt mit.“

Und er ging einen dunkeln Gang entlang voran nach einer Thür, welche in die große Eingangshalle führte. Diese war in der That ein majestätischer, nobler Raum. Milsom sah sich mit ehrerbietigem Blick eine Weile darin um und sagte dann:

„Wo ist denn die Hintertreppe, welche nach dem Zimmer der kleinen Lady führt?“

„Jene Thür dort führt zu dieser Terrasse,“ entgegnete der alte Kutscher. „Capitain Copplestone schläft in dem Zimmer, in welches man zuerst gelangt, in der ersten Etage, und aus seinem Zimmer kommt man in das der kleinen Mißy.“

Gertrude Eversleigh, die Erbin von Raynham=

Castle, war eins jener liebenswürdigen Kinder, welche die Herzen ihrer ganzen Umgebung gewinnen und in deren Nähe ein Zauber liegt, wie in der Farbenpracht einer Blume oder dem Gesange eines Vogels.

Ihre Mutter betete sie an, wie wir wissen, obschon sie sich zu einer zeitweiligen Trennung von ihr hatte entschließen können, weil ihr diese zur Erreichung des Zwecks, den sie sich zur Lebensaufgabe gestellt, unerläßlich schien.

Ehe Honoria das Schloß verließ, hatte sie den einzigen Freund herbeigerufen, auf welchen sie sich verlassen konnte — den Capitain Copplestone, den Mann, dessen Zeugniß sie allein vor dem furchtbaren Verdacht, einen Mord verübt zu haben, geschützt hatte — den Mann, welcher muthig erklärt hatte, er sei von ihrer Unschuld überzeugt.

Sie schrieb ihm und meldete ihm, sie bedürfe seiner Freundschaft für das einzige Kind seines verstorbenen Freundes Sir Oswald, und er kam sofort, nicht wenig erfreut, das Kind seines alten Kameraden zu sehen.

Er hatte die Nachricht von der Geburt des Kindes in den Zeitungen gelesen und sich gefreut, daß die Vorsehung der armen verlassenen Wittwe wenigstens diesen Trost bescheert hatte.

„Sie sieht ihrem Vater ähnlich,“ sagte er, nachdem er die Kleine auf den Arm genommen und seinen zottigen Schnurbart auf ihre reine

jugendliche Stirn gedrückt hatte. „Ja, sie sieht meinem alten Kameraden, Oswald Eversleigh, ganz ähnlich. Aber dabei besitzt sie zugleich auch Ihre Schönheit, Lady Eversleigh — die dunkeln, wundervollen Augen, welche mein Freund nicht müde ward zu rühmen."

„Wollte Gott, er hätte dieselben niemals gesehen?" rief Honoria. Sie haben ihn nur in Unglück und Tod gestürzt."

„Na, sagen Sie das nicht!" rief der Capitain in ermuthigendem Tone. „Wenn durch die Cabalen zweier Schurken zwischen Ihnen und meinem armen Freund einen Bruch herbeigeführt ward, der seinen vorzeitigen Tod veranlaßte, so ruht die Schuld auf jenen Bösewichtern, nicht auf Ihnen."

„Und diese Missethat soll nicht ungestraft bleiben, auch schon auf Erden nicht!" rief Honoria mit Nachdruck. „Ich lebe blos für einen Zweck, Capitain Copplestone, und dieser ist, die beiden Heuchler und Verräther zu entlarven, welche mich in Schande und meinen Gatten in den Tod gegestürzt 'haben, und ich bitte Sie, edler Freund, mir bei Ausführung meines Vorhabens behülflich zu sein."

„Aber wie kann ich das?" rief der Capitain. „Als ich Sie bat, mir zu gestatten, diesen Schurken zum Zweikampf herauszufordern, wollten Sie nicht zugeben, daß ich mein Leben auf's Spiel

setzte. Ich wäre Ihr einziger Freund, sagten Sie mir, und wenn mein Leben geopfert würde, so ständen Sie dann ganz verlassen und freundlos da. Ich gab nach, um Ihnen den Willen zu thun, obschon ich diesem französischen Schuft gern eine Kugel in sein unheilbrütendes Hirn gejagt hätte."

„Ich danke Ihnen für Ihre Güte," antwortete Lady Eversleigh. „Victor Carrington ist gar nicht werth, daß er durch die Kugel eines ehrlichen Soldaten sterbe. Ich will die beiden Schurken still und im Verborgenen verfolgen, gerade so, wie sie mich verfolgten, und wenn die Stunde meines Triumphs kommt, so soll es ein wirklicher Triumph sein, nicht eine Niederlage, wie die, womit ihre Intrigue endete. Wenn aber auch ich mich dazu erniedrige, eine Maske zu tragen, so verlange ich dies doch nicht von Ihnen, Capitain Copplestone. Ich bitte Sie blos, Ihren Wohnsitz in diesem Hause zu nehmen und während meiner Abwesenheit mein Kind zu beschützen."

„Sie wollen also wirklich von hier fortgehen?"

„Ja, und zwar auf geraume Zeit."

„Und etwas Näheres über Ihre Pläne wollen Sie mir nicht mittheilen?"

„Nein. Etwas Unrechtes will ich nicht thun, obschon meine Gegner so verworfen sind, daß das

gewöhnliche Gesetz der Ehre auf sie keine Anwendung erleiden kann.“

„Und Sie haben sich fest vorgenommen, dieses Project durchzuführen?“

„Ja. Nichts auf Erden kann mich in diesem Entschluß wankend machen, nicht einmal die Liebe zu meinem Kinde.“

Capitain Copplestone sah, daß Honoria sich ihren Vorsatz nicht ausreden lassen würde, und machte daher auch keinen weiteren Versuch in dieser Beziehung. Er versprach vielmehr, während ihrer Abwesenheit von Raynham-Castle die kleine Tochter seines Freundes so gewissenhaft und sorgfältig zu hüten, als ob sie sein eigenes Kind wäre.

Auf den Rath des Capitains ward Mrs. Morden als Gouvernante für die junge Erbin auf die Dauer der Abwesenheit der Mutter engagirt. Sie war die Wittwe eines Officiers und Kameraden von ihm und eine Dame, bei welcher sich vortreffliche Bildung mit dem redlichsten Charakter vereinigte.

„Nie hat ein menschliches Wesen Ihres Schutzes mehr bedurft, als mein Kind,“ sagte Honoria. „Dieses junge Leben und das meinige sind die einzigen Hindernisse, welche zwischen Sir Reginald Eversleigh und großem Reichthum stehen. Sie wissen, welche Niedrigkeit und Schlechtigkeit er und sein Bundesgenosse zu verüben fähig sind. Sie

können sich daher nicht wundern, wenn ich überall Gefahren für meinen Liebling sehe."

„Nein," entgegnete der Capitain, „darüber wundere ich mich nicht, wohl aber darüber, daß Sie sich entschließen können, Ihre Tochter zu verlassen."

„Aber, alter Freund, begreifen Sie nicht, daß, so lange diese beiden Menschen existiren, so lange ihre Verbrechen unentdeckt sind, und so lange sie sich frei und ohne daß man ihnen etwas Arges zutraut, in der Welt umherbewegen, fortwährend Gefahr für mein Kind vorhanden ist? Die Aufgabe, die ich mir gestellt, ist, diese beiden Menschen zu überwachen, und dies werde ich unverbrüchlich und unermüdlich thun. Wenn die Stunde der Vergeltung da ist, werde ich vielleicht Ihrer Hilfe bedürfen, alter Freund; bis dahin aber lassen Sie mich mein Werk allein und im Verborgenen thun."

Dies war Alles, was Lady Eversleigh ihrem Freund Copplestone in Bezug auf den Grund ihrer Abwesenheit von Raynham-Castle sagte. Sie übergab ihr Kind seiner Obhut, vertraute fest darauf, daß es ihm mit Hilfe der Vorsehung gelingen werde, das junge unschuldige Leben zu schützen, und riß sich dann los.

Unübertrefflich war die Sorgfalt, welche der alte Soldat seiner jugendlichen Pflegebefohlenen widmete.

Man kann sich daher denken, daß nur die absoluteste Nothwendigkeit ihn bewogen haben würde, sich während Lady Eversleigh's Abwesenheit von Raynham-Castle zu entfernen.

Unglücklicherweise stellte diese Nothwendigkeit sich heraus. Nicht ganz vierzehn Tage nach dem Abend, wo Milsom in die Dienerhalle eingeladen gewesen, verließ Capitain Copplestone seit Lady Eversleigh's Abreise zum ersten Mal Raynham-Castle auf unbestimmte Zeit.

Er saß in seinem hübsch eingerichteten Wohnzimmer im südlichen Flügel, den er gemeinschaftlich mit der Erbin und der Gouvernante inne hatte, beim Frühstück, als ihm einer der Diener einen Brief brachte.

„Ben Simonds hat soeben diesen Brief aus der „Henne" heraufgebracht, Sir," sagte der Diener. „Er ist mit der Postkutsche gekommen, die sechs Uhr Morgens das Dorf passirt."

Capitain Copplestone betrachtete die Adresse des Briefes mit ziemlicher Ueberraschung. Die Handschrift war die der Lady Eversleigh, und beigefügt war die Bemerkung: „Schleunigst abzugeben."

Es gab damals noch keinen elektrischen Telegraphen, und ein auf diese Weise bestellter Brief äußerte auf das Gemüth des Capitains so ziemlich dieselbe Wirkung, die jetzt ein Telegramm

äußern würde. Es war etwas Ungewöhnliches — nicht Alltägliches.

Er riß den Brief schnell auf. Derselbe enthielt nur wenige Zeilen von Honoria's Hand. Die Schrift war aber unsicher und halb verwischt, als ob der Brief in außerordentlicher Hast und Gemüthsaufregung geschrieben wäre. Er lautete:

„Ich bitte Sie, sofort zu mir zu kommen. Ich bedarf Ihres sofortigen Beistandes. Ich bitte Sie dringend, kommen Sie. Ich werde Sie nicht lange aufhalten. Gertrude mag während Ihrer Abwesenheit im Schlosse bleiben. Sie ist unter Mrs. Morden's Obhut hinreichend sicher.

„Clarendon-Hotel, London."

Dies und das Datum war Alles.

Capitain Copplestone betrachtete den Brief einige Augenblicke lang mit dem Ausdruck der Verblüfftheit.

„Ich kann es mir nicht erklären," murmelte er bei sich selbst.

Nach einer Weile sagte er laut zu Mrs. Morden:

„Wie schade, daß die Handschriften der Frauen einander so ähnlich sind! Ich weiß nicht, was ich von diesem Briefe denken soll. Ich begreife nicht, warum Lady Eversleigh mich von meinem kleinen Liebling hinwegruft. Glauben Sie Lady Eversleigh's Hand genau zu kennen?"

„Ja,“ antwortete Mrs. Morden. „Ich erhielt, ehe ich hierher kam, zwei Briefe von ihr und glaube nicht, daß ich mich in Bezug auf ihre Handschrift irren könnte.“

„So? Nun dann haben Sie die Güte, mir zu sagen, ob dies da ihre Hand ist,“ sagte der Capitain, indem er der Gouvernante die Adresse des Briefes zeigte, den er soeben erhalten.

„Ja wohl! Das ist ganz bestimmt ihre Hand.“

„Hm!“ murmelte der Capitain. „Sie sprach, ehe sie von hier fortging, davon, daß sie, wenn die Stunde der Vergeltung nahte, meiner bedürfen würde. Vielleicht ist ihr Vorhaben rascher geglückt, als sie anfänglich geglaubt, und die Zeit ist da.“

Die kleine Gertrud hatte soeben mit ihrer Wärterin das Zimmer verlassen, um zu ihrem Morgenspaziergang im Garten angekleidet zu werden. Mrs. Morden und der Capitain waren daher allein.

„Lady Eversleigh fordert mich auf, nach London zu kommen,“ sagte er endlich, „und ich glaube, ich muß thun, was sie wünscht. Ich habe mich aber an unsere liebe Gertrud so gewöhnt und sie so lieb gewonnen, daß ich mich kaum entschließen kann, sie auch nur auf vierundzwanzig Stunden zu verlassen, obschon ich weiß, daß sie mittlerweile in den allerbesten Händen ist.“

„Welche Gefahr könnte ihr übrigens auch hier drohen?“

„Ja, ich sollte auch meinen, innerhalb dieser Mauern müßte sie vollkommen sicher sein," bemerkte der Capitain nachdenklich.

„Ich werde während Ihrer Abwesenheit das Kind nicht aus den Augen lassen, Capitain Copplestone," sagte Mrs. Morden. „Hoffentlich bleiben Sie auch nicht lange weg?"

„Verlassen Sie sich darauf, daß ich keine Stunde länger bleibe, als nothwendig ist," antwortete der Capitain.

Eine Stunde später verließ er Raynham-Castle in einer Postchaise.

Er nahm keinen Abschied von Gertrud. Es hätte ihm zu viel Ueberwindung gekostet, sich von ihr loszureißen.

Dieser alte rauhe Soldat hatte dem Kinde seines verstorbenen Freundes sein ganzes Herz geschenkt. Er reiste so schnell, als Postpferde ihn befördern konnten, gen London, und am Morgen nach dem Tage, wo er den Brief von Lady Eversleigh erhalten, rasselte an dem Clarendon-Hotel eine Postchaise vor, aus welcher der Capitain, mit dem Staub der Reise bedeckt, nach einer schlaflosen Nacht der Ungeduld und Unruhe heraussprang.

„Führt mich sofort nach Lady Eversleigh's Zimmer," sagte er zu einem der in der Halle stehenden Kellner.

„Bitte um Entschuldigung, Sir," sagte der Mann, „wie war der Name?"

„Lady Eversleigh — Eversleigh, eine verwittwete Dame, welche in diesem Hause logirt."

„Da muß ein Irrthum obwalten, Sir. Gegenwärtig logirt Niemand dieses Namens bei uns," entgegnete der Kellner.

Die Wirthschafterin, die soeben aus einem kleinen Seitenzimmer getreten war, hatte das Gespräch mit angehört.

„Nein, Sir," sagte sie. „Eine Dame dieses Namens haben wir nicht hier."

Capitain Copplestone's Gesicht ward todtenbleich.

„Dann hat man mir eine Falle, eine Schlinge gelegt!" murmelte er bei sich selbst. „Dieser Brief war gefälscht."

Und ohne zu den Leuten des Hauses weiter ein Wort zu sagen, eilte er wieder hinaus, sprang in den Wagen und rief dem Postillon zu:

„Augenblicklich andere Pferde! Ich reise nach Yorkshire zurück."

* * *

Die Bekanntschaft, welche Mr. Maunders mit der Dienerschaft von Raynham-Castle angeknüpft, ward eine immer intimere; am wärmsten aber war die Freundschaft, welche er für Matthew Brook, den Kutscher, empfand.

Dieser begann seinerseits ebenfalls, außer den anderen Wirthshäusern des Dorfes, Mr. Maun-

der's Etablissement zu besuchen und schien sich hier, obschon es dem Range nach den anderen nachstand, allemal ganz vortrefflich zu amüsiren.

Es waren nach jenem gemüthlichen Abendessen im Schlosse ungefähr vierzehn Tage vergangen, als Mr. Milsom-Maunders auf den Einfall kam, sich für die bei jener Gelegenheit erfahrene Gastfreundschaft in aller Form abzufinden.

Zufällig war der Abend, den er zu dieser bescheidenen, aber gemüthlichen Gasterei bestimmt hatte, der, welcher auf Capitain Copplestone's Reise nach London folgte.

Das Essen war ganz vortrefflich und eine schäumende Kanne Bier machte fleißig die Runde.

Als das Essen vorbei und der Tisch abgeräumt war, kam eine Bowle Punsch, und die drei Herren vom Schlosse wurden bei jedem Glas, welches ihr freigebiger Wirth ihnen von seinem starken Gebräu einschenkte, immer lustiger uud lauter.

Sie brachten eine Gesundheit nach der andern aus, und die allgemeine Lust hatte den Gipfelpunkt erreicht, als die Uhr der Dorfkirche ihre Schläge durch die Stille der Nacht dröhnen ließ und die zehnte Stunde verkündete.

Die drei Gäste erhoben sich rasch, obschon taumelnd.

„Wir müssen fort, Maunders, alter Freund," sagte der Kutscher mit ziemlich schwerer Zunge.

„Ja, Ihr habt Recht, Matthew," bemerkte

Stephen. „Wir haben nun Einer wie der Andere genug. Gute Nacht, Mr. Maunders; wir danken Euch für die gute Bewirthung und den fröhlichen Abend. Kommt, James! Kommt, Matthew, alter Junge! Wir müssen fort!"

„Nein, nein!" rief der gastfreie Mr. Maunders. „Matthew Brook kann bleiben, so lange er will, und ich werde ihn daher nicht schon um zehn Uhr fortlassen. Ihr habt mich neulich im Whist mürbe gemacht, und er muß mir nun im Ecarté Revanche geben. Wir machen ein paar Partien und trinken noch ein Gläschen, dann gebe ich ihm das Geleite bis an das Schloßthor. Ihr laßt ihn ein, Stephen, mag er kommen, wann er will, das weiß ich. Wenn er in einer andern Kneipe über die Zeit bleiben kann, so kann er es auch bei mir."

Matthew Brook sah mit seinen halbtrunkenen Augen erst Mr. Maunders und dann seine Kameraden an, während er sich zugleich mit seiner großen Hand im Kopfe kratzte.

„Ich weiß wirklich nicht, was ich thun soll," sagte er. „Ich habe Stephen versprochen, nicht wieder über die Zeit wegzubleiben, und —"

„Na, keine Regel ohne Ausnahme," unterbrach Mr. Maunders. „Stephen wird Euch schon noch einmal den Gefallen thun."

„Bleibt nur, Matthew, da Mr. Maunders es einmal so haben will," bemerkte der gutmüthige Lakai. „Ich lasse meine Thür unverriegelt."

Damit nahm er ebenso wie James freundlich Abschied von Maunders, und Beide gingen durch die Dorfgasse auf Beinen, welche nicht die zuverlässigsten zu sein schienen.

Mr. Maunders verzog, während er hinter diesen beiden sich entfernenden Gästen die Thür schloß, sein Gesicht zu einem triumphirenden Schmunzeln.

„Euch wäre ich glücklich los!" murmelte er. „Nun habe ich es blos noch mit Matthew Brook zu thun. Stephen wird diese Nacht so fest schlafen, daß er nicht aufwachen würde, und wenn der leibhafte Teufel durch seine Spelunke führe."

Dann kehrte er in die kleine Gaststube zurück, in welcher er seinen Gast, den alten Kutscher, gelassen hatte. Unterwegs griff er mit Daumen und Zeigefinger in seine Westentasche und faßte ein kleines Fläschchen. Es enthielt eine Quantität Laudanum, das er vor ungefähr acht Tagen in der Apotheke zu Raynham als Mittel gegen Zahnschmerzen gekauft hatte.

Matthew Brook saß mit verschränkten Armen auf den Tisch gelehnt und stierte mit stumpfem, dummem Blick vor sich hin.

„Er hat schon ziemlich genug und braucht nicht viel mehr," dachte Milsom, indem er ihn ansah.

Dann setzte er in jenem jovialen Tone, der ihn bei den Dienstleuten des Schlosses so beliebt gemacht, laut hinzu:

„Wollen wir nicht erst noch ein Glas Punsch trinken, ehe wir anfangen?"

„Ja, das wollen wir!" stammelte Matthew. „Euer Pu—Pu—Punsch ist wirklich fa—mo—mo—mos! Immer sche—sche—schenkt noch eins ein, alter Ju—Ju—Junge."

Nachdem Matthew dies gesagt, griff er nach den Karten und versuchte dieselben zu mischen, ließ aber dabei den größten Theil unter den Tisch fallen.

Milsom-Maunders setzte mittlerweile die Bowle und die Gläser auf einen Tisch hinter dem Rücken des Kutschers.

Hier füllte er ein Glas für den Kutscher und dieser stürzte es auf einen Zug hinunter. Kaum aber hatte er dies gethan, so zog er ein schiefes Gesicht und sah seinen Gast mit vorwurfsvollem Blick an.

„Was zum Teufel habt Ihr mir denn da gegeben?" fragte er im Tone der Entrüstung.

„Nun, was soll ich Euch anders gegeben haben, als Punsch?" antwortete Milsom. „Es ist dieselbe Sorte, die Ihr schon den ganzen Abend getrunken habt."

„Das ist nicht wahr!" antwortete Brook. „Ihr habt mir da jedenfalls einen dummen Streich gespielt und mir eine abgestandene Bierneige oder so etwas in den Punsch gegossen. Das macht ja nicht wieder. Ich bin ein guter Kerl, a—a—aber

wer sich solche Wi—Wi—Witze mit mir macht, der kann die schönsten Kei—Kei—Keile kriegen. Also kommt mir mit so etwas nicht wie—wie—wieder."

Mr. Brook sagte das mit so ernster Miene, als seine Betrunkenheit ihm anzunehmen gestattete, und machte dann einen abermaligen Versuch, die Karten zu mischen. Er bückte sich dabei fortwährend, um die fallen gelassenen aufzuheben, schien aber damit gar nicht fertig zu werden.

„Ich will Euch etwas sagen, Maunders," sagte er endlich. „Ich merke doch, daß ich alt werde, und die Au—Au—Augen legen mir ganz verdammt ab. Der Ti—Ta—Teufel soll mich holen, wenn ich einen König noch von einem O—O—Ober zu unterschei—schei—"

Ehe er noch ausreden und die Karten fertig mischen konnte, begannen seine Augenlider sich über seine thränenden Augen herabzusenken, und plötzlich fiel sein Kopf unter die umhergestreuten Karten auf den Tisch nieder und warf dabei einen Leuchter um.

Mr. Milsom sprang sofort auf, ging um den Tisch herum auf die Seite, wo sein Freund saß, und schüttelte ihn auf eine Weise, die etwas zu rauh und rücksichtslos war, als daß sie für eine freundschaftliche hätte gelten können.

Matthew schnarchte ein wenig lauter, schlief aber weiter.

„Er schläft wie ein Ratz,“ murmelte Milsom. „Ich muß aber noch warten, bis Stephen eben so fest schläft, wie der da.“

Dann ging er in die Küche und befahl seiner Magd und einzigen Gehülfin — einer stämmigen jungen Dirne aus dem Dorfe — sich zu Bett zu verfügen.

„Ich habe noch einen Freund bei mir sitzen, werde ihn aber, wenn er geht, selbst hinauslassen,“ sagte Mr. Milsom. „Sobald Du daher die Lichter in der großen Stube ausgelöscht und die Hinterthür geschlossen hast, packe Dich zu Bett.“

Hierauf kehrte er in das Zimmer zurück, in welchem sich sein schlafender Gast befand.

Der umfangreiche Ueberrock des Kutschers hing auf einem Stuhl nicht weit von dem, auf welchem sein Eigenthümer saß und schlief.

Diesen Rock zog Mr. Milsom in aller Ruhe an und setzte dann auch noch Mr. Brook's Hut auf.

Neben dem Stuhl, worauf der alte Kutscher gesessen, lag auf der Diele ein dicker wollener Shawl, und diesen schlang Milsom sich mehrmals um den Hals, so daß dadurch der untere Theil seines Gesichts vollständig vermummt ward.

Er war ungefähr von derselben Körperlänge wie Matthew, und der dicke Ueberrock lieh ihm Corpulenz.

So costümirt konnte man ihn in unsicherer Beleuchtung fälschlich recht wohl für den Mann ansehen, dessen Kleider er trug.

Er warf einen letzten forschenden Blick auf den schlafenden Kutscher und löschte dann das Licht aus.

Das Feuer im Kamin hatte er schon vorher ausgehen lassen, und das Zimmer war daher jetzt in vollständiges Dunkel gehüllt.

Vor der Hausthür blieb er stehen und sah sich um. Alles war still und einsam. Die Dorfgasse hätte nicht stiller und öder sein können, wenn die beiden Häuserreihen eben so viele Todtengrüfte gewesen wären.

Milsom ging rasch die Dorfgasse hinauf und gelangte in den Garten des Schlosses mittelst einer kleinen eisernen Gitterthür, zu welcher Matthew Brook einen Schlüssel hatte. Von diesem Schlüssel hatte Milsom oft gehört und wußte, daß Brook denselben stets in einer kleinen Brusttasche seines Ueberrocks trug.

Er ging rasch durch den Garten nach dem Hofe, in welchen Stephen's Schlafzimmer führte.

Hier war Alles finster und stumm.

Milsom ging stracks auf die kleine halbe Glasthür zu, welche Stephen's Zimmer als Thür und Fenster zugleich diente.

Mit vorsichtiger Hand öffnete er diese Thür und trat leise in das Zimmer. Stephen lag mit

dem Kopf halb unter dem Deckbett, und sein lautes Schnarchen dröhnte durch das Zimmer.

„Mein Punsch ist ein guter Schlaftrunk,“ sagte Milsom bei sich selbst.

Mit langsamen, unhörbaren Tritten durchschritt er das Zimmer, öffnete die zu den übrigen Räumen des Hauses führende Thür und ging dann den Gang entlang, der in die große Halle mündete.

Hier tastete er sich weiter nach der Thür, die zu der zweiten Treppe führte, und stieg dann dieselbe, die dicht mit Teppichen belegt war, hinauf.

Es brannte für die ganze Nacht eine matt leuchtende Laterne, und diese zeigte ihm eine zweite mit Tuch beschlagene Thür am oberen Ende der Treppe.

Milsom probirte diese Thür und fand sie ebenfalls unverschlossen.

Als er sie öffnete, sah er, daß sie zu dem kleinen Corridor führte, der quer durch das Zimmer gelegt worden, welches gewöhnlich von Capitain Copplestone bewohnt ward.

Innerhalb dieses Zimmers befand sich ein noch kleineres — eigentlich blos ein geräumiger Alkoven — worin der treue alte Diener Salomon Grundy schlief.

Beide Thüren standen offen, und Milsom hörte

das Athmen des alten Mannes, der offenbar einen sehr gesunden Schlaf hatte.

Jenseits des kurzen Corridors befand sich die Thür, mittelst deren man in das Wohnzimmer gelangte, welches zum Gebrauch der jungen Erbin von Raynham bestimmt war.

Milsom brauchte diese Thür blos aufzustoßen. Dann schlich er leise durch das Zimmer, zog einen Vorhang auf die Seite und öffnete die massive eichene Thür, welche die Wohnzimmer vom Schlafzimmer trennte.

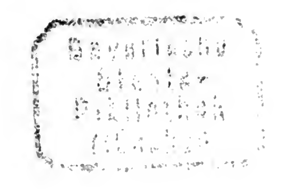
Er hatte Sorge getragen, sich genau selbst von den geringsten Einzelnheiten zu erkundigen, und auf diese Weise auch erfahren, daß Mrs. Morden hinter dicht zugezogenen Vorhängen zu schlafen pflegte. James Harwood, der ihm dies gesagt, hatte es seinerseits von einer der Hausmägde erfahren.

Gertrud Eversleigh schlief in einem mit weißen Vorhängen versehenen Bett, welches dicht neben dem der Gouvernante stand.

Milsom hob das Deckbett empor, warf's über das Gesicht der schlafenden Kleinen und hob sie mit einer seiner starken Hände aus dem Bett, während sie durch das ihr Gesicht verhüllende Deckbett am Schreien verhindert ward.

Mit der andern Hand raffte er ein Betttuch auf, wickelte es um's Deckbett und Kind, und entfernte sich mit seiner Beute rasch und geräuschlos auf demselben Wege, den er gekommen.

Erst als er wieder den Rasen unter seinen Füßen fühlte und das schwarz wie die Nacht emporragende Schloß hinter sich hatte, zog er das Deckbett vom Munde des halberstickten Kindes hinweg.



Sechstes Capitel.

Umgarnt.

Capitain Copplestone legte die Rückreise von London nach Raynham-Castle mit der größten Beschleunigung zurück.

Worte wären nicht im Stande, die Gemüthsqualen zu schildern, welche er erduldete, als er so in der Postchaise saß, die Minuten zählte und fortwährend den Kopf zum Vorderfenster hinaussteckte, um die Postillone zu immer größerer Eile anzutreiben.

Nachdem er einmal die Ueberzeugung gewonnen, daß der angeblich von Lady Eversleigh geschriebene Brief gefälscht war, zweifelte er auch nicht, daß derselbe mit einem anderweiten, gegen die Bewohner von Raynham-Castle gerichteten Complott zusammenhinge.

Er wußte, daß das Leben seines Freundes ebenfalls den schwarzen Anschlägen eines Verräthers zum Opfer gefallen war, und machte sich

daher über die Leichtgläubigkeit, womit er sich hatte überlisten lassen, die grausamsten Selbstvorwürfe.

Der Tag begann zu dämmern, als die Postchaise endlich in die Dorfgasse von Raynham hineinrasselte. Nach wenigen Minuten hielt sie vor dem Eingangsthore des Schlosses.

Eine alte Frau, welche als Pförtnerin fungirte, öffnete das große, schön verzierte, eiserne Gitterthor.

Der Capitain sah sie an, nahm sich aber nicht die Zeit, eine Frage an sie zu richten.

Die Haupteingangsthür des Schlosses war geöffnet und auf der Schwelle standen zwei Männer.

Der eine war Mr. Ashburne, der Friedensrichter, und der andere Christoph Dimond, der Constabler von Raynham.

Der Anblick dieser beiden Männer sagte dem Capitain, daß seine Befürchtungen nur zu gegründet waren. Es mußte etwas Bedeutsames geschehen sein, denn sonst wäre Gilbert Ashburne, der Friedensrichter, nicht hier gewesen.

„Wo ist Gertrud?“ keuchte der Capitain. „Ist sie todt — ermordet?“

„Nein, nein, todt nicht,“ antwortete Mr. Ashburne.

„Gott sei Dank!“ rief der alte Soldat. „Aber was ist sonst geschehen?“ fuhr er fort und war

kaum im Stande, diese wenigen Worte deutlich auszusprechen. „Um Gottes willen sagen Sie mir's! Was ist der Kleinen widerfahren?"

„Sie ist verschwunden."

„Verschwunden!" wiederholte der Capitain. „Ich hatte ja streng befohlen, daß sie das Schloß nicht verlassen sollte. Wer hat gewagt, diesen Befehl zu übertreten?"

„Niemand," antwortete Mr. Ashburne. „Miß Gertrud Eversleigh hat ihre Gemächer nicht verlassen. Sie ist in der Nacht aus ihrem Bett verschwunden, welches auf seinem gewöhnlichen Platz neben dem Mrs. Morden's gestanden hat."

„Aber wer hat während der Nacht, wo alle Thüren und Thore geschlossen sind, sich in jenes Zimmer einschleichen können? Wo ist Mrs. Morden? Ich muß sie sprechen. Die ganze Dienerschaft soll sich im großen Speisesaal versammeln."

Diesen letzten Befehl ertheilte Capitain Copplestone dem Kellermeister, welcher, als er die Postchaise kommen gehört, aus der Halle herausgeeilt war. Er verbeugte sich und ging fort, um zu thun, wie ihm geheißen worden.

„Ich glaube nicht, daß Sie durch Befragung der Dienerschaft zu einem Resultat gelangen werden," sagte Mr. Ashburne. „Ich habe schon in Gemeinschaft mit dem Constabler hier alle möglichen Fragen gestellt, aber nichts erfahren, was

über diesen räthselhaften Vorgang auch nur das mindeste Licht verbreiten könnte."

„Ich danke Ihnen," entgegnete der Capitain. „Ich bin überzeugt, daß Sie Alles gethan haben, was Sie haben thun können; dennoch aber möchte ich diese Leute noch selbst befragen. Es handelt sich bei dieser Sache für mich um Leben und Tod."

Nachdem der Capitain dies gesagt, ging er in den großen Speisesaal, denselben Raum, in welchem nach Sir Oswald's Tode das Leichenschaugericht stattgefunden hatte.

Mr. Ashburne und der Constabler gingen mit, und die Dienstleute fanden sich geräuschlos einer nach dem andern ein.

Mrs. Morden war die Letzte, welche kam. Sie erging sich nicht in Betheuerungen ihres Schmerzes, denn sie wußte, daß Niemand an der Aufrichtigkeit desselben zweifeln würde. Ruhig und gesammelt trat sie vor den Capitain, bereit, seine Fragen sofort und gewissenhaft zu beantworten.

Er befragte die Dienstleute Eins nach dem Andern und begann mit Mrs. Smithson, der Haushälterin, welche erklärte, die Thüren seien wie gewöhnlich halb elf Uhr geschlossen und die Schlüssel ihr in dem dazu bestimmten Körbchen auf ihr Zimmer gebracht worden. Es sei daher unmöglich, daß vor dem Oeffnen der Thüren am Morgen Jemand in das Schloß hineingekommen sein oder dasselbe verlassen haben könne.

„Wann ward das Verschwinden des Kindes entdeckt?“

„Ein Viertel auf Fünf, ehe noch Jemand im Hause auf war,“ antwortete Mrs. Morden. „Miß Gertrud pflegt stets um diese Zeit aufzuwachen und von der Milch zu trinken, die in einem Glase neben ihrem Bette steht. Ich erwachte zu der gewöhnlichen Zeit und stand auf, um der Kleinen ihre Milch zu geben; als ich aber den Blick auf ihr Bett warf, sah ich, daß es leer war. Sie war fort. Das seidene Deckbett und ein Betttuch waren ebenfalls verschwunden. Ich machte sogleich Lärm, und binnen einer Viertelstunde war das ganze Haus auf den Füßen.“

„Und hattest Du während der Nacht nichts gehört?“ fragte der Capitain, indem er sich plötzlich zu Salomon Grundy wendete, welcher mit den anderen Dienern sich ebenfalls eingefunden hatte.

„Nein, nichts, Capitain.“

„Hm!“ murmelte der alte Soldat; „ein schlechter Wachthund.“

„Es giebt einen einzigen Eingang zu dem Schlosse, welcher nicht gut verwahrt ist,“ sagte der Friedensrichter. „Es ist dies eine kleine Thür, welche vom Hofe herein unmittelbar in das Schlafzimmer eins der Lakaien führt. Dieser Mann sagte mir, er sei in dieser Nacht zur gewöhnlichen Stunde in seinem Zimmer und die Thür ganz in der üblichen Weise verschlossen und verriegelt gewesen.“

Stephen, der sich auch jetzt mit gegenwärtig befand, war schwach oder gewissenlos genug gewesen, eine falsche Aussage zu thun — erstens, weil er Matthew Brook, den alten Kutscher, nicht verrathen wollte, und zweitens, weil er sich scheute, seine eigene strafbare Fahrlässigkeit einzugestehen.

„Wenn ich die Wahrheit sage, so kommt deswegen das Kind auch nicht wieder," dachte er bei sich selbst.

„Ihr sagt, es sei rein unmöglich, daß in jener Nacht Jemand in's Schloß herein oder hinaus gekommen sei," hob Capitain Copplestone zur Haushälterin gewendet wieder an. „Wenn aber auch Niemand in das Schloß hereingekommen ist, so muß doch nothwendig Jemand hinausgegangen sein, denn sonst müßte Miß Gertrud Eversleigh sich noch innerhalb dieser Mauern befinden. Ist das Schloß gehörig durchsucht worden? Es giebt Beispiele von Kindern, die sich züm Scherz versteckt haben, welcher Scherz dann sich in furchtbaren Ernst verwandelt hat."

„Das Schloß ist vom tiefsten Keller bis zum obersten Dachboden durchsucht worden," antwortete Mrs. Morden. „Mrs. Smithson und ich sind in jedem Zimmer gewesen und haben jeden Schrank geöffnet."

Nachdem der Capitain noch viele Fragen gethan, ohne zu einem Resultat zu gelangen, entließ

er die Gerufenen. Dann ging er allein in das Bibliothekzimmer, wo er sich einschloß und sich an den Schreibtisch setzte, um über die Schritte nachzudenken, die er zunächst zu thun hätte.

Das Erste, was er that, war, daß er an Lady Eversleigh schrieb, um sie von dem geschehenen verhängnißvollen Ereigniß, der Verwirklichung ihrer schlimmsten Befürchtungen, in Kenntniß zu setzen.

Nachdem dieser Brief geschrieben und mit der Abendpost abgesendet war, begab Capitain Copplestone sich auf sein eigenes Zimmer und überließ sich hier dem bittersten Kummer, den er je in seinem Leben erfahren.

Wer aber vermöchte Lady Eversleigh's Schrecken und Entsetzen zu schildern, als sie Capitain Copplestone's Brief erhielt!

Während der ersten halben Stunde, nachdem sie die Unglücksbotschaft gelesen, saß sie wie betäubt und keines ihrer Sinne mächtig da.

Sobald sie sich ein wenig wieder gefaßt, war ihr erster Gedanke, Andrew Larkspur rufen zu lassen, der jetzt von seiner Krankheit vollkommen wiederhergestellt war.

Sie zog die Klingel und Jane Payland trat ein.

„Es wohnt ein Advocatenschreiber in diesem Hause," sagte sie. „Gehe sogleich zu ihm und sage ihm, ich wünschte ihn sofort zu sprechen und in

einer Geschäftsangelegenheit um seinen Rath zu bitten."

„Ja, Madame," antwortete Jane, indem sie das aschenfahle Gesicht ihrer Herrin mit forschendem Blick betrachtete. „Es muß etwas Neues passirt sein," murmelte sie bei sich selbst, indem sie leichtfüßig die Treppe hinauftrippelte.

Mr. Larkspur oder Mr. Andrews fand sich nach einigen Minuten bei Lady Eversleigh ein, die in fieberhafter Aufregung im Zimmer auf und ab ging.

„Mein Himmel, Madame! Was ist geschehen?" fragte er.

„Hier, lesen Sie!" antwortete Honoria, indem sie ihm den Brief reichte.

Mr. Larkspur las den Brief zweimal bedächtig durch und sagte dann:

„Das ist eine schlimme Geschichte. Was gedenken Sie zu thun, Madame?"

„Sie müssen mich sofort nach Raynham-Castle begleiten — Sie müssen mir mein Kind finden helfen!" rief Honoria. „Nicht wahr, Sie sind nun so weit wieder hergestellt, daß Sie diese Reise mit mir unternehmen können? Sie müssen mitkommen. Bringen Sie mir mein Kind zurück, und Sie sollen die Summe, womit ich diesen unschätzbaren Dienst belohnen will, selbst bestimmen."

„Na, davon wollen wir jetzt weiter nicht spre-

chen," entgegnete der geheime Agent. „Ich fühle mich wieder wohl genug, um eine solche Expedition unternehmen zu können; was aber wird mittlerweile aus unseren kleinen Geschäften hier in London?"

„Daran dürfen wir in diesem Augenblick nicht denken. Mögen sie einstweilen ruhen."

„Sehr schön, Madame," antwortete Mr. Larkspur. „Wenn es einmal so sein muß, so muß es so sein."

„Dann werden Sie mich also sofort begleiten?"

„Ich bitte blos um eine Stunde Frist, um meine Dispositionen zu treffen, dann stehe ich zu Befehl," entgegnete Mr. Larkspur. „Ich will meine Reisetasche packen, dieselbe hier bei Ihnen lassen, dann eine Droschke nehmen und nach Bow-Street fahren, um mich dort mit meinem Stellvertreter zu besprechen. In einer Stunde bin ich wieder da, und Sie werden mittlerweile die Güte gehabt haben, eine Postchaise bestellen und meine Reisetasche mit hineinlegen zu lassen. Dann kann die Reise fortgehen. Seien Sie übrigens gutes Muthes, Madame. Wenn die Kleine überhaupt zu finden ist, so bin ich der Mann, der sie ausfindig macht."

Nachdem Mr. Larkspur dies gesagt, entfernte er sich, und ehe noch zwei Stunden verflossen waren, saßen er und Lady Eversleigh in einer

vierspännigen Postchaise und rollten in rasender Eile durch die letzten Vorstädte Londons.

Auf diese Weise erhielt Victor Carrington Gelegenheit, seine Pläne mit noch größerer Ruhe und Sicherheit als bisher zu verfolgen.

Siebentes Capitel.

Larkspur auf der Fährte.

Die Reise der Herrin von Raynham-Castle und ihres Begleiters ging eben so rasch von statten, als die des Capitains Copplestone.

„Nicht wahr, Sie werden mir mein Kind wiedergeben?" rief Honoria zu wiederholten Malen, indem sie ihre überströmenden Augen auf den kleinen hagern Polizeiagenten heftete. „Ach, geben Sie mir Trost — geben Sie mir Hoffnung."

„Verlassen Sie sich auf mich, Madame," antwortete Mr. Larkspur mit jener Ruhe, die kaum durch ein Erdbeben erschüttert werden zu können schien. „Fassen Sie nur Muth. Wenn die kleine Dame noch am Leben ist, so bringe ich sie Ihnen wohl und unversehrt wieder. Wäre es anders," fuhr er in zögerndem Tone fort, denn er scheute sich, die für das Mutterherz so furchtbaren Worte auszusprechen, „dann werde ich wenigstens die Thäter ermitteln und zur verdienten Strafe bringen."

„O, geben Sie mir mein Kind wieder, damit ich es wieder in meine Arme schließen kann!“ rief Honoria. „Ich verzichte auf jeden Gedanken der Rache an denen, die sich schon so schwer an mir vergangen haben. Vielleicht werde ich jetzt auf diese furchtbare Weise heimgesucht, weil ich mir angemaßt, der göttlichen Vergeltung vorgreifen zu wollen.“

Lady Eversleigh's erste Vermuthung war natürlich gewesen, daß das Verschwinden ihres Kindes mittelbar oder unmittelbar das Werk Sir Reginald's sei, und sie sagte dies auch zu Mr. Larkspur.

Zu ihrer großen Ueberraschung fand sie, daß dieser ihre Meinung in dieser Beziehung nicht theilte.

„Wenn Sie mich fragen, ob Sir Reginald hier die Hand im Spiele habe,“ entgegnete er, „so muß ich Ihnen offen erklären, daß ich dies nicht glaube.“

„Aber warum nicht?“

„Ich habe den jungen Baronet, seitdem Sie mich beauftragt, ihn zu überwachen, nicht aus den Augen gelassen. Ich weiß, was für Briefe er geschrieben, und sogar mehr oder weniger, was in diesen Briefen steht. Ich weiß, mit welchen Leuten er gesprochen, und mehr oder weniger, was er mit ihnen gesprochen. Aus diesen Gründen halte ich es nicht für möglich, daß er die Entführung dieses Kindes bewerkstelligt oder angestiftet, ohne

daß mir von einer derartigen Absicht etwas bekannt geworden wäre."

„Wie aber steht es mit seinem Bundesgenossen und Busenfreund Victor Carrington? Kann nicht seine verrätherische Hand diesen Streich geführt haben?"

„Nein, auch das glaube ich nicht," entgegnete Mr. Larkspur. „Ich habe diesen Herrn ebenfalls scharf im Auge behalten, denn wenn ich mich einmal anheischig zu etwas mache, so thue ich es auch. Ich bin aber fest überzeugt, daß auch er mit dieser neuen Angelegenheit nichts zu schaffen hat, sondern daß jemand Anders dahinter steckt. Wer dieser Jemand ist, dies zu ermitteln ist meine Aufgabe. Ich kann jedoch nicht eher etwas thun, als bis wir an Ort und Stelle sind. Sobald dies der Fall ist und ich erst Zeit gehabt habe, mich ein wenig umzusehen, werde ich mir eine Meinung bilden können."

Es blieb Honoria nichts weiter übrig, als sich in Geduld zu fassen und ihr Vertrauen nächst Gott auf den kleinen geheimen Agenten zu setzen, der so viel Mitleid für sie empfand, als dies bei einem Manne möglich war, dessen Gemüth durch fortwährende Berührung mit der schlimmsten Seite der Menschennatur nothwendig verhärtet worden.

Endlich war die ermüdende Reise zu Ende.

Als Lady Eversleigh das gewölbte äußere Thor von Raynham-Castle passirte und zum Wagen-

fenster hinausschaute, sah sie die großgedruckte Bekanntmachung, welche auf die Entdeckung des verschwundenen Kindes eine Belohnung von dreihundert Pfund setzte.

Mr. Larkspur verzog, als er diesen Anschlag sah, den Mund zu einem verächtlichen Lächeln.

„Das nützt gar nichts," murmelte er. „Wer die Kleine geraubt hat, der gedenkt damit mehr zu verdienen, als hier geboten wird. Wir wollen aber den oder die Halunken, welche diesen Raub vollführt haben, schon ermitteln."

Das Wiedersehen zwischen Honoria und Capitain Copplestone war ein sehr ruhiges. Sie war viel zu gerecht und edel, um dem Freund, dem sie ihr Vertrauen geschenkt, Vorwürfe zu machen.

Er hatte das Herannahen der Postchaise gehört und stand jetzt an der Schwelle, um die unglückliche Mutter zu empfangen. Er war in so manchen heißen Kampf gegangen, aber nie hatte er in seinem Herzen empfunden, was er jetzt empfand, als er Lady Eversleigh entgegenging.

Sie streckte ihm die Hand entgegen.

„Ich habe meine Pflicht gethan, so wahr ich ein Mann von Ehre bin, Lady Eversleigh," sagte er. „Ich habe meine Pflicht gethan, so erbärmlich auch das Resultat bis jetzt gewesen ist."

„Ich glaube Ihnen, Capitain Copplestone," entgegnete Honoria. „Ihr Gesicht sagt mir, daß Sie mir auch jetzt noch keine gute Nachricht ent=

gegen zu bringen haben. Gertrud ist noch nicht gefunden?"

Der Capitain schüttelte traurig den Kopf.

„Auch noch keine Spur ist entdeckt worden?"

„Nein. Der Constabler des Orts und andere Leute der Umgegend thun ihr Aeußerstes; bis jetzt hat sich aber noch nicht das Mindeste ergeben."

„Ach, was verstehen denn diese Dorf- und Provinzialpolizisten!" unterbrach Mr. Larkspur. „Wenn Sie die kleine Dame mit Hülfe dieser Leute wiederzufinden hoffen, so können Sie eben so gut zum Himmel hinaufschauen und warten, bis sie da herunterfällt. An Wunder glaube ich," setzte er salbungsvoll hinzu, „an den Nutzen der Provinzialpolizei aber glaube ich nicht."

Der Capitain sah den Sprechenden mit fragendem Ausdruck an, und Lady Eversleigh beeilte sich, über die Persönlichkeit ihres Begleiters Auskunft zu geben.

„Dies ist Mr. Larkspur, ein wohlbekannter Polizeiagent," sagte sie, „und ich hoffe, daß es mir durch ihn gelingen werde, meine Tochter wiederzufinden. Ich bitte Sie, Capitain Copplestone, uns Alles zu erzählen, was in Verbindung mit diesem unseligen Ereigniß geschehen ist. Mr. Larkspur besitzt Gewandtheit und Erfahrung, und vermag dann vielleicht einen Plan zu entwerfen, welcher besser ist als Alles, was man bis jetzt versucht hat."

Man war in ein kleines, an die große Halle stoßendes Nebenzimmer getreten, und hier nahm der geheime Agent so ruhig, als ob er die Hälfte seiner Lebenszeit innerhalb der Mauern von Raynham-Castle zugebracht hätte, Platz und hörte zu, während Capitain Copplestone einen umständlichen Bericht über das Verschwinden der Kleinen erstattete und Sorge trug, dabei auch nicht die geringste Kleinigkeit unerwähnt zu lassen.

Mr. Larkspur machte sich dann und wann eine Notiz in sein Taschenbuch, unterbrach aber die Erzählung des Capitains nicht durch eine einzige Bemerkung.

Als der Capitain fertig war, sah Lady Eversleigh den Agenten mit ängstlich forschenden Augen an, als ob sie von seinen Lippen den Ausspruch des Fatums selbst zu hören erwartet.

„Nun," murmelte sie athemlos, „kann ich hoffen? Sehen Sie irgend eine Spur?"

„O, ein halbes Dutzend Spuren," antwortete Mr. Larkspur, „und es wird nun blos darauf ankommen, sie richtig zu verfolgen. Das Erste, was wir zu thun haben, ist, eine Belohnung auf den Auffinder der seidenen Decke zu setzen, die mit der Kleinen zugleich geraubt worden ist."

„Aber warum für den Auffinder der Decke?" fragte Capitain Copplestone.

Der Polizeiagent betrachtete den alten Krieger

mit seinem verächtlichen, mitleidigen Lächeln und antwortete:

„Sehen Sie denn nicht, daß, wenn wir die Decke finden, wir dann sicherlich auch das Kind entdecken? Der, welcher die Kleine geraubt, hat dadurch, daß er auch die Decke mitgenommen, einen Fehler begangen, ausgenommen wenn er dieselbe, ehe er noch weit gekommen ist, vernichtet hat. Ist dies nicht geschehen, hat er die seidene Decke irgendwo liegen gelassen, so hat er so gut wie verspielt. Gerade solche Spuren sind für die Polizei die wichtigsten. Wer solche Dinge nicht kennt, der hat keinen Begriff davon, wie viele Mordthaten und Einbrüche durch einen alten Rock, ein Paar alte Schuhe, einen Spazierstock und dergleichen an den Tag gekommen sind. Jetzt werde ich des Kindes selbst wegen noch keinen Lärm schlagen; ehe aber achtundvierzig Stunden um sind, habe ich in allen Städten Englands einen Zettel anschlagen und in alle Zeitungen eine Bekanntmachung einrücken lassen, wodurch fünf Pfund Belohnung für den Wiederbringer jener dunkelblauseidenen, rothgefütterten Decke gesetzt werden."

„Diese Maßregel scheint mir allerdings eine sehr kluge zu sein," sagte der Capitain nachdenklich. „Mir wäre es nimmermehr eingefallen, auf das Auffinden der Decke Werth zu legen."

„Ja, ja, das glaube ich gern," antwortete der Agent mit seinem spöttischen Lächeln. „Ich habe

einige dreißig Jahre gebraucht, um mein Handwerk ordentlich zu lernen, und es läßt sich nicht erwarten, daß anderen Menschen eine solche Erfahrung gleich angeboren sei."

„Sie haben ganz Recht, Mr. Larkspur," entgegnete der Capitain, „und da Sie dieser schwierigen Aufgabe völlig gewachsen zu sein scheinen, so glaube ich, wir können nichts Besseres thun, als dieselbe gänzlich Ihnen anzuvertrauen."

„Und ich glaube nicht, daß Sie Ursache haben werden, Ihr Vertrauen zu bereuen," sagte Mr. Larkspur. „Nun aber möchte ich mir etwas zu essen und ein Glas Rum und Wasser ausbitten, denn ich will einen Gang durch's Dorf machen und mich ein wenig umschauen. Vielleicht giebt es da irgend etwas zu erspähen oder zu erschnappen."

Mr. Larkspur ward hierauf der Fürsorge des Kellermeisters überantwortet, der ihn sofort in das Zimmer der Haushälterin geleitete, wo ihn diese wichtige Person, Mrs. Smithson, mit fast königlicher Herablassung empfing.

Mrs. Smithson und der Kellermeister hätten sich gern ein wenig mit Mr. Larkspur unterhalten, um von ihm zu hören, wer er sei und was er hier wolle.

Der geheime Agent hatte aber keine Lust, mittheilsam zu sein. Er gab deshalb auf Mrs. Smithson's artige Fragen wohl höfliche, aber nur kurze Antworten, und nachdem er beinahe ein ganzes

gebratenes Huhn, ungefähr ein Pfund Schinken und eine halbe Kanne Cognac zu sich genommen, verließ er das Zimmer der Haushälterin und begab sich in das, welches der Kellermeister ihm anwies — ein kleines gemüthliches Wohnzimmer mit daranstoßendem kleinen Schlafgemach.

Hier beschäftigte er sich bis zum Einbruch der Dunkelheit damit, daß er kurze Briefe an die Polizeiämter sämmtlicher größeren Städte in England schrieb und sie mit dem Drucken- und Anschlagenlassen der Bekanntmachung, von welcher er gesprochen, beauftragte.

Nachdem dies geschehen, setzte er seinen Hut auf und ging zum großen Thor des Schlosses hinaus nach dem Dorfe.

Hier verbrachte er den Rest des Abends und benutzte seine Zeit ganz vortrefflich, obschon er den größten Theil derselben in der Trinkstube des Gasthauses zur „Henne mit ihren Jungen" verlebte, wo er sehr schwachen Grog trank und der Unterhaltung der dieses Haus beehrenden Gäste zuhörte.

Unter diesen befand sich auch der gutmüthige, obschon etwas schwachköpfige Matthew Brook, der Kutscher.

„Ich will Euch etwas sagen, Brook," hob ein stämmiger Mann mit rothem Gesicht an, welcher Kellermeister in einem der Herrenhäuser in der Umgegend von Raynham-Castle war, „seit einer

Woche, seitdem die kleine Miß aus Eurem Schlosse geraubt worden, seid Ihr ganz verändert. Ihr müßt die Kleine sehr lieb gehabt haben."

„Ja, ich hatte sie sehr lieb," antwortete Matthew.

Obschon diese Versicherung eine vollkommen aufrichtige war, so sprach der Kutscher sie gleichwohl in einer auffallend zögernden Weise aus, welche von Andrew Larkspur sofort bemerkt ward.

„Und hierzu kommt, daß Ihr auch Euern Freund, den Wirth in der „Katze", wo Ihr Eure Abende schon häufiger als hier zuzubringen anfingt, verloren habt," fuhr der Kellermeister fort. „Was ist denn aus diesem Maunders geworden? Wißt Ihr es nicht, Brook? Es ist merkwürdig, daß er sein Haus so plötzlich einer dummen Magd überließ, die den Teufel von ihrem Geschäft versteht? Wißt Ihr nicht, warum er von hier fortging, oder wohin er gegangen ist?"

„Nein, das weiß ich nicht," antwortete der alte Kutscher mit einem gewissen Grad von Verlegenheit in Blick und Ton.

Der Polizeiagent horchte aufmerksamer als vorher. Die Conversation ward ihm mit jedem Augenblick interessanter.

„Wie soll ich denn wissen, wo Mr. Maunders hin ist?" hob Matthew Brook wieder an, indem er seine Thonpfeife ausklopfte und dann von Frischem zu stopfen begann. „Ich weiß von ihm weiter nichts, als daß er ein geselliger, fideler Kauz

ist. James Harwood brachte ihn eines Abends mit auf's Schloß, wo wir dann einige Robber Whist mit ihm gespielt haben. Er schien großen Gefallen an uns zu finden und lud uns ein, dann und wann ein Glas bei ihm zu trinken, was wir auch gethan haben. Das ist Alles, was ich weiß, und ich muß bitten, mich mit weiteren Fragen zu verschonen."

„Aber, Brook, was ficht Euch denn an?" rief der Kellermeister. „So antwortet man Niemandem, am allerwenigsten einem alten Freund."

Mr. Brook nahm jedoch von diesem Vorwurf keine Notiz, sondern fuhr fort, schweigend seine Pfeife zu rauchen.

„Heda, Harris," sagte der Kellermeister einige Augenblicke später zu dem Wirth der „Henne", als dieser in's Zimmer trat, „wißt Ihr vielleicht, ob Maunders, der Katzenwirth, wieder da ist?"

„Nein, er ist noch nicht wieder da," antwortete Harris, „und die Leute beklagen sich sehr, daß sie sich von der einfältigen Magd bedienen lassen müssen, die jetzt ganz allein im Hause ist. Viele seiner alten Gäste kommen deswegen jetzt hierher."

„Weiß denn Jemand, wo er hin ist?"

„Das kann wohl sein, ich aber weiß es nicht," antwortete Harris. „Manche sagen, er sei auf vierzehn Tage zum Vergnügen nach London gereist; wenn er aber dies wirklich ist, so ist er ein sonderbarer Geschäftsmann, und ich glaube, wenn

er wiederkommt, so wird er finden, daß seine Gäste ihm alle untreu geworden sind."

„Ist er nicht vielleicht gar durchgebrannt?"

„Na, Schulden mag er wohl haben, und es wäre wohl möglich, daß er die Rechnung mit seinen Gläubigern auf diese Weise ausgleicht. Im Dorfe aber sagt man, er sei keinem Menschen einen Heller schuldig," bemerkte der Wirth, der in der Regel über Alles, was im Dorfe vorging, sehr gut unterrichtet war. „Sonderbar jedoch ist es und bleibt es, daß dieser Mann so ohne daß man weiß weshalb oder warum, von hier fortging, und zwar gerade zu der Zeit, wo die kleine Miß aus dem Schlosse verschwand."

„Glaubt Ihr, daß er damit etwas zu schaffen gehabt hat, Harris?" fragte der Kellermeister.

Andrew Larkspur sah in diesem Augenblick Matthew Brook an und bemerkte, daß derselbe ganz blaß ward.

„Glaubt Ihr, daß Maunders beim Raube des Kindes die Hand im Spiele gehabt hat, Harris?" fragte der Kellermeister nochmals.

Der Wirth zur „Henne" schüttelte den Kopf.

„Ich denke nichts und ich glaube nichts," antwortete er mit geheimnißvoller Miene. „Es kommt mir nicht zu, hierüber eine Meinung zu äußern. Man könnte sagen, ich wäre neidisch auf den Katzenwirth und wollte ihm blos etwas nachsagen. Ich sage blos, es ist ein merkwürdiger Umstand,

daß Maunders gleich nach der kleinen Miß Eversleigh ebenfalls aus dem Dorfe verschwunden ist. Wer sich das zusammenreimen will, der kann es thun; das ist nicht *meine* Sache."

„Ich will Euch etwas sagen," bemerkte der Kellermeister. „Ich habe mit Mutter Smithson über die Sache gesprochen, und nach dem, was ich von dieser gehört, ist es mir vollkommen klar, daß der Raub nicht von Jemandem außerhalb des Schlosses verübt worden ist. Es muß dies nothwendig von Einem der Dienstleute geschehen sein. Ihr dürft mir das nicht übel nehmen, Matthew!"

„Ich nehm' es nicht übel, aber es gefällt mir auch nicht," antwortete der alte Kutscher verdrießlich. „Ich kann weiter nichts sagen, als daß ich mich nicht gern ausfragen lasse. Es ist heute mit Mylady eine Art Advocat oder so etwas angekommen. Gesehen habe ich ihn noch nicht, ich glaube aber, der wird der Sache schon auf den Trichter kommen."

Das Thema war dem alten Kutscher offenbar unangenehm, und da er ein bei Allen beliebter Gast war, so ließ man es nun ruhen.

Den nächstfolgenden Morgen widmete Mr. Larkspur einer sorgfältigen Untersuchung und Besichtigung aller möglichen Eingänge in's Schloß. Als er die aus dem Hofe in Stephen's kleines Schlafzimmer führende halbe Glasthür sah, ließ er einen langen, leisen, pfeifenden Ton hören

und lächelte vor sich hin in der triumphirenden Weise Jemandes, der den lange gesuchten Schlüssel zu einem geheimen Zimmer gefunden.

Mrs. Smithson, die Haushälterin, führte Andrew Larkspur während dieser sorgfältigen Inspection von Zimmer zu Zimmer, und sie und Stephen waren, als er diese Glasthür besichtigte, allein zugegen.

„Verriegelt Ihr auch allemal des Nachts diese Thür?“ fragte Mr. Larkspur den Lakai.

„Ja wohl, allemal.“

Der Ton und die Miene, womit der Lakai das sagte, verrieth ihn dem geübten Polizisten sofort.

Letzterer wußte sogleich, daß Stephen ihm eine vorsätzliche Lüge gesagt hatte.

„Wißt Ihr gewiß, daß Ihr diese Thür auch in jener Nacht verriegelt habt?“

„Ja wohl, Sir.“

Mr. Larkspur untersuchte den Riegel. Es war ein sehr starker, ließ sich aber nur schwer hin und her schieben, und es war einleuchtend, daß nur selten davon Gebrauch gemacht worden.

„Könnt Ihr Euch vielleicht besinnen, was Ihr an jenem Abend gemacht habt?“ fragte Mr. Larkspur, indem er sich wieder zu dem Lakai wendete.

„Nein, Sir; das weiß ich nicht genau mehr,“ stotterte Stephen.

„Waret Ihr zu Hause?“

„Ja, ich glaube, Sir.“

„Also gewiß wißt Ihr's nicht?"

„O doch, Sir; ich glaube, ich weiß es gewiß," antwortete der arme Stephen, der durch seinen Wunsch, seine Mitdiener nicht zu verrathen, von einer Lüge zur andern gedrängt ward.

Er wußte, daß er sich auf die Verschwiegenheit seiner anderen Mitdiener verlassen konnte und daß keiner von ihnen das kleine Gelag bei Mr. Maunders, dem Katzenwirth, verrathen würde.

Nachdem Mr. Larkspur seine Inspection beendet hatte, dinirte er behaglich im Zimmer der Haushälterin und ging dann wieder hinunter in's Dorf, um hier den Nachmittag vollends hinzubringen.

Bei dieser Gelegenheit aber war es nicht die „Henne mit ihren Jungen", sondern die „Katze und Ziege", welche er mit seinem Besuch beehrte.

Er traf in dem letztgedachten Wirthshause blos ein paar Fährleute und Tagelöhner, die auf den hölzernen Bänken saßen, ihr Bier aus gelben thönernen Kannen tranken und in dem dicken Tabaksqualm kaum sichtbar waren.

Mr. Larkspur nahm sich nicht die Mühe, auf das Gespräch dieser Leute zu horchen, sondern sah sich blos im Zimmer um und trat an den Schenktisch, wo er bei der Magd, welche in Abwesenheit ihres Herrn die Gäste bediente, ein Glas kalten Grog bestellte.

„Also Dein Herr ist gar nicht zu Hause?"

sagte er in seinem einschmeichelndsten Tone, während er langsam seinen Grog rührte.

„Nein, der ist nicht da."

„Weißt Du vielleicht, wann er wiederkommt?"

„Nein, das weiß ich nicht."

„Oder wohin er gereist ist?"

„Nein, Sir, das weiß ich auch nicht. Mein Herr spricht nicht viel, und mir sagt er vollends gar nichts."

„Wann ist er denn fort?"

Das Mädchen nannte den Morgen, an welchem das Verschwinden der kleinen Erbin entdeckt worden war.

„Er ging wohl ziemlich zeitig fort?" fragte Mr. Larkspur mit verstellter Gleichgiltigkeit.

„Ja, ich glaube," antwortete die Schenkmagd. „Ich stand an jenem Morgen um sechs Uhr auf, als ich aber herunterkam, war mein Herr schon fort."

„Dann muß er sehr zeitig aufgebrochen sein."

„Ja, und das Sonderbarste ist, daß er die Nacht vorher sehr lange aufgeblieben war," sagte die Magd, welche ungemein redseliger Natur war.

„Wie?" fragte der geheime Agent. „Er war die Nacht vorher lange auf?"

„Ja wohl. Es war elf Uhr, als er mich in seiner gewöhnlichen kurzen Weise zu Bett schickte. Er selbst muß wenigstens eine ganze Stunde später schlafen gegangen sein, denn ich konnte nicht so-



gleich einschlafen und horchte, denn ich war neugierig, zu wissen, was er unten noch vorhätte. Obschon ich aber gewiß noch eine Stunde wach lag, so hörte ich ihn doch nicht heraufkommen, und der Himmel weiß, wann er eigentlich zu Bett gegangen ist. Freilich hatte er an diesem Abend auch geladene Gäste."

„Er hatte geladene Gäste?" bemerkte Mr. Larkspur, welcher nun sah, daß er diese junge Dame nicht erst lange zu fragen brauchte, um sie zum Sprechen zu bringen.

„Ja wohl, Sir. Seine Freunde kamen zu einem warmen Abendessen, und dann spielten sie Karte. Es waren Herren aus dem Schlosse oben, und deshalb hatte ich Alles auf's feinste hergerichtet. Die Steaks waren wunderschön gebraten und die Zwiebeln herrlich goldbraun. Ich glaube, obschon es mir nicht zukommt, mich selbst zu loben, der Mundkoch der Königin von England hätte seine Sache nicht besser machen können."

„Und wer waren die Herren aus dem Schlosse, die Euer Herr zu sich eingeladen hatte?" fragte Mr. Larkspur nach einer kurzen Pause.

„Es waren ihrer Drei — Mr. Brook, der Kutscher, ein gutmüthiger, hübscher, freundlicher Mann, der aber, wie die Leute sagen, manchmal ein Glas zu viel trinkt; ferner James Harwood, der Reitknecht, und Stephen Plumpton, der Lakai,

ein sehr hübscher junger Mann, den Sie vielleicht kennen, Sir."

„Ja, ich kenne ihn."

Mr. Larkspur und die Schenkmagd sprachen noch eine Weile, ohne daß sich jedoch weiter etwas Erhebliches herausstellte.

Da entfernte sich der geheime Agent und kehrte, sehr zufrieden mit den Ergebnissen dieses Abends, in's Schloß zurück, wo er im Zimmer der Haushälterin noch eine Tasse Thee zu sich nahm.

Er war nun in Bezug auf das Verüben des Kindesraubes mit sich vollständig im Reinen.

Das Nächste, was er zu ermitteln hatte, war, zu entdecken, auf welche Weise der Katzenwirth das Dorf verlassen hatte. Eines öffentlichen Fuhrwerks konnte er sich nicht bedient haben, ohne durch das geraubte Kind die Aufmerksamkeit seiner Mitpassagiere zu erregen.

Andrew Larkspur hatte sich bei dem redseligen Schenkmädchen in Bezug auf ihren Herrn nach allen möglichen Dingen erkundigt, und wußte, daß er kein eigenes Fuhrwerk oder Pferd besaß.

Folglich mußte er eine öffentliche Fahrgelegenheit benutzt haben, oder zu Fuße gegangen sein.

Hatte er das Dorf noch unter dem Schutz der Nacht verlassen, so konnte er ungesehen davongekommen sein. Dann aber war er bei Tagesanbruch in ein anderes Dorf gekommen und mußte früher oder später sich irgend ein Fuhr-

werk verschafft haben. Auch mußte, da er das geraubte Kind jedenfalls stets mit sich herumgetragen, sein Erscheinen überall Aufmerksamkeit und Befremden erweckt haben.

Es kostete dem schlauen Andrew Larkspur nur wenig Mühe, zu ermitteln, daß Mr. Maunders das Dorf ganz gewiß in keinem öffentlichen Fuhrwerk verlassen hatte.

Es war spät, als Mr. Larkspur, nachdem er diese Ueberzeugung gewonnen, in's Schloß zurückkehrte.

Er hörte hier, daß Lady Eversleigh nach ihm gefragt und befohlen hatte, ihn, sobald er käme, unverweilt zu ihr zu schicken.

Diesem Rufe gehorsam folgte er einem Diener nach dem Zimmer, welches die Herrin von Raynham-Castle inne hatte.

„Nun, Mr. Larkspur," fragte Honoria begierig, „bringen Sie uns Hoffnung?"

„Das weiß ich selbst nicht recht genau," sagte der stets vorsichtige Agent, „ich glaube aber, die Sache ist im besten Zuge. Ich vergeude keine Zeit und hoffe, daß ich Ihnen in zwei bis drei Tagen etwas Ermuthigendes mittheilen kann."

„Jetzt aber wollen Sie mir noch nichts sagen?"

„Nein, jetzt noch nicht, Mylady."

Weiter ward nichts gesprochen. Lady Eversleigh mußte sich mit diesem kleinen Troste begnügen.

Am nächsten Morgen früh trat Mr. Larkspur eine Entdeckungsreise nach den Dörfern an, die in einer Entfernung von zwei, drei, vier und fünf Stunden von Raynham lagen.

Achtes Capitel.

Auf der Spur.

Den nächstfolgenden Tag verbrachte Mr. Larkspur auf dieselbe Weise und kam erst spät Abends und sehr verdrießlich in das Schloß zurück.

Er war in der letzten Zeit durch verhältnißmäßig leichte Triumphe verwöhnt worden und jede Niederlage war ihm daher doppelt unangenehm.

An beiden Abenden ward er aufgefordert, sich zu Lady Eversleigh zu begeben, aber er weigerte sich beide Male, dies zu thun. Er ließ sich ehrerbietig mit der Meldung entschuldigen, daß er nichts Neues mitzutheilen habe und deshalb der Herrin des Schlosses nicht lästig fallen wolle.

Zeitig am Morgen aber nach der verlorenen Mühe des zweiten Tages brachte ihm die Post eine Mittheilung, welche ihn wieder in seine gewohnte gutgelaunte Stimmung versetzte.

Diese Mittheilung bestand in einem kurzen Briefe von einem der Beamten des Polizei=

Bureaus in Murford-Haven und meldete, daß eine alte Frau die vermißte seidene Steppdecke gebracht und die darauf gesetzte Belohnung verlangt habe.

Mr. Larkspur schickte sogleich einen Diener zu Lady Eversleigh und ließ sich bei ihr anmelden.

„Ach," rief Honoria, indem sie ihm, als er die Schwelle ihres Zimmers überschritt, entgegengeeilt kam, „ich bin überzeugt, Sie bringen mir gute Nachrichten. Ich sehe es Ihnen am Gesichte an."

„Allerdings, Mylady; heute Morgen habe ich etwas Gutes zu melden."

„Haben Sie eine Spur von meinem Kinde aufgefunden?"

„Ich habe etwas von der Steppdecke erfahren, und damit müssen wir uns vor der Hand begnügen. Diese Decke ist in Murford-Haven, dreißig Meilen von hier, aufgetaucht, obschon ich noch nicht begreifen kann, wie der Räuber dorthin gelangt sein kann, ohne eine einzige Spur hinter sich zu lassen."

„In Murford-Haven! Mein Kind ist nach Murford-Haven geschleppt worden?" rief Honoria.

„Dies muß man, da die Decke dort zum Vorschein gekommen ist, wenigstens vermuthen. Ich sagte Ihnen gleich, daß meine Bekanntmachungen etwas zu Tage fördern würden. Murford-Haven

ist eine große Fabrikstadt und ganz der Ort, wo Jemand sich eine Weile vor den Augen der Polizei verborgen halten kann. Wenn Sie mir daher erlauben, werde ich mich sofort mit Postpferden dahin auf den Weg machen."

„Ich begleite Sie!" rief Lady Eversleigh. „Es wird mir sein, als wäre ich schon meinem Kinde näher, wenn ich nach der Stadt reise, wo Sie die Spur ihres Verstecks zu finden hoffen."

„Ich gehe auch mit," sagte Capitain Copplestone.

„Ich bitte um Entschuldigung, Sir," protestirte Mr. Larkspur. „Wenn wir zu drei Personen reisen und eine davon eine Dame ist, so könnten wir selbst an einem so lebens- und geräuschvollen Ort, wie Murford-Haven ist, leicht Aufmerksamkeit erregen, und wenn die Leute, in deren Händen sich die kleine Miß befindet, es hören, so werden Sie Lunte riechen. „Nein, Mylady, lassen Sie mich allein gehen. Ich bin an dergleichen Arbeit gewöhnt, Sie aber sind es nicht und der Capitain ist es auch nicht. Ueberlassen Sie es nur mir und ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht. Ich habe nun eine Spur, und weiter verlange ich nichts. Bleiben Sie hier, Mylady, und Sie, Capitain Copplestone, auch. Es kann sich hier in meiner Abwesenheit etwas Neues herausstellen und Sie müssen vielleicht ohne mich handeln. Ich komme so bald nur immer

möglich wieder und hoffe von Murford-Haven gute Nachricht mitzubringen."

Eine halbe Stunde später reiste der geheime Agent in einer Postchaise ab.

Worte wären nicht im Stande, die Qualen der Mutter des geraubten Kindes und der Freunde zu beschreiben, welchen es kaum weniger theuer war.

Sie warteten mit jedem äußeren Anschein von Ruhe, obschon innerlich von Ungewißheit gefoltert, und zählten die Stunden, ja die Minuten, welche bis zu Mr. Larkspur's Rückkunft verstreichen mußten.

Er kam eher, als Honoria ihn wiederzusehen erwartet hatte, und brachte einen solchen Trost mit, daß sie nahe daran war, ihm im Gefühl ihrer überwallenden Dankbarkeit zu Füßen zu fallen.

„Ich habe die Decke," sagte er, indem er den genannten Gegenstand aus seiner Reisetasche zog und vor den Augen derer, welchen er so wohl bekannt war, ausbreitete. „Die alte Frau, welche auf ihre fünf Pfund Belohnung wartete, war ein nettes Wesen. Die Polizei in Murford-Haven hatte sie nämlich von einer Stunde zur andern wiederbestellt und auf diese Weise hinzuhalten gewußt, bis ich selbst kam, um sie zu befragen. Ich gewann sehr bald die Ueberzeugung, daß sie, wenn sie gut bezahlt würde, sicherlich nichts verschwiege, was ich wissen wollte. Nach einigem Hin- und

Herreden bot ich ihr fünfundzwanzig Pfund und sagte ihr, daß sie sehr wohl daran thun würde, einem Mitglied der Londoner Polizei gegenüber keine Flunkereien zu machen, und sie verstand sich dazu, mir Alles zu erzählen. Der Mann, der die Kleine geraubt, war bei ihr gewesen, um von ihr andere Kleider für das Kind zu kaufen, und hatte ihr außer einem Sovereign diese Decke und die übrigen Kleider der Kleinen zurückgelassen. Hier sind sie."

Mit diesen Worten zog Mr. Larkspur aus seiner geräumigen Reisetasche die feinen Batist- und Spitzengewänder, welche die kleine Erbin von Raynham-Castle getragen.

„Sprechen Sie weiter, Mr. Larkspur!" keuchte Honoria. „Diese Frau sagte Ihnen also, mein Kind sei bei ihr gewesen. Aber mit wem? Sagte sie dies auch?"

„Allerdings," entgegnete der Agent. „Sie sagte mir, der Schurke, der die kleine Miß jetzt in seiner Gewalt hat, sei kein Anderer, als der Mann, der im Verdacht steht, einen Mord verübt zu haben — ein Mann, den ich schon lange suche — ein Mann, der in der Verbrecherwelt von London unter dem Namen des Schwarzen Milsom bekannt ist!"

Des Schwarzen Milsom! Lady Eversleigh's vorher schon bleiches Antlitz ward aschenfahl, als dieser verhaßte, verhängnißvolle Name an ihr Ohr schlug.

„Ha!" rief sie endlich. „Wenn mein Kind sich in der Gewalt dieses Mannes befindet, dann ist es unwiederbringlich verloren."

„Kennen Sie ihn denn, Mylady?" rief Andrew Larkspur überrascht. „In der That, jetzt fällt mir ein, daß Sie etwas Näheres über die an dem Capitain Jernam verübte Mordthat zu wissen schienen. Sie kennen also diesen Milsom?"

„Ja, ich kenne ihn," antwortete Honoria im Tone dumpfer Verzweiflung. „Fragen Sie nicht, wo und wann ich mit diesem Manne zusammengetroffen bin. Es ist genug, daß ich ihn kenne. In schlimmere Hände konnte mein theures, geliebtes Kind nicht fallen."

„Dieser Mann kann zu seiner That blos einen Grund gehabt haben, nämlich den, Geld zu erpressen," sagte Capitain Copplestone. „Dem Leben Ihrer Tochter droht daher nach meiner Ansicht keine Gefahr, und Sie können sich freuen, daß sie nicht in Sir Reginald's Hände gefallen ist."

„Erzählen Sie weiter," sagte Honoria zu dem Agenten.

„Ich ermittelte, daß Milsom mit einer gewissen Personenpost das Kind nach London gebracht hatte. Ich begab mich demzufolge in das Gasthaus, von welchem aus die betreffende Personenpost abfährt, und war nach langem Nachfragen endlich so glücklich, den Conducteur zu treffen. Dieser entsann sich des Mannes nach der Beschreibung, welche

mir die alte Kleidertröblerin von ihm gemacht und die ich ihm mittheilte, vollkommen, ebenso wie auch der Kleinen, denn diese hatte fast fortwährend geweint, und die Passagiere hatten wegen ihres hübschen Aussehens Mitleid mit ihr gehabt, sie zu trösten versucht u. s. w. Der Conducteur interessirte sich selbst für das Kind, besonders da ihm der Mann verdächtig vorkam. Bei der Ankunft in London war er daher neugierig, zu wissen, wohin die Beiden gehen würden."

„Und ermittelte er dies?" fragte Lady Eversleigh mit ängstlicher Hast.

„Ja, zum Glück gelang es ihm. Der Mann stieg mit dem Kinde in eine Droschke, und der Schaffner hörte noch, daß er dem Kutscher befahl, nach Ratcliff-Highway zu fahren. Das war Alles."

„Dann werde ich ihn finden," rief Honoria mit fieberhafter Aufregung. „Ich kenne jene Oertlichkeit genau — nur zu genau. Ich reise mit Ihnen nach London, und werde selbst Ihnen mein Kleinod ausfindig machen helfen."

In ihrer Aufregung kümmerte sie sich nicht darum, was für Geheimnisse sie verrieth. Sie hatte blos einen Gedanken, und dieser war für sie Leben oder Tod.

„Fragen Sie mich nicht," sagte sie zu Capitain Copplestone, der sie erstaunt und mit großen Augen ansah. „Ich verlebte meine Kindheit in einer Räuberhöhle, und mein späteres Leben war ein

einziger langer Kampf mit erbarmungslosen Feinden. Die Erfahrungen, die ich dabei gemacht, werden mir jetzt zu statten kommen."

Von Verzug wollte sie eben so wenig hören, als sich jetzt in nähere Erklärungen einlassen.

„Fragen Sie mich nicht," sagte sie nochmals. „Sie haben mir gerathen, mich der Erfahrung Mr. Larkspur's anzuvertrauen, und ich werde es thun; aber begleiten muß und will ich ihn. Lassen Sie sofort eine Postchaise bestellen. Können wir, nachdem Sie rasch ein kleines Mahl eingenommen haben werden, sofort aufbrechen, Mr. Larkspur?"

Der geheime Agent bejahte diese Frage und eilte, sich im Zimmer der Haushälterin zu Tisch zu setzen, während Honoria sich in ihr Ankleidezimmer begab, um sich reisefertig zu machen.

„Beten Sie für mich, alter treuer Freund!" sagte sie in innigem Tone, als sie von Capitain Copplestone Abschied nahm.

Wenige Minuten später rollte sie wieder die nach London führende Straße entlang.

Nach ihrer Ankunft in der Hauptstadt begab sie sich sofort nach ihrer Wohnung in Percy-Street, und Mr. Larkspur lenkte seine Schritte nach gewissen Spelunken, in welchen er irgend etwas zu ergattern gedachte. Daß ihm dies nicht ganz mißlang, wird sich aus seinem nächsten Gespräch mit Lady Eversleigh ergeben.

Nach einer Abwesenheit, die in der That nur

kurz war, der ungeduldig Harrenden aber unendlich lang zu sein schien, trat Mr. Larkspur bei ihr ein.

„Nun," rief sie ihm entgegen, „was bringen Sie Neues?"

„Nicht viel, Mylady; jedenfalls aber läßt sich etwas thun. Ich habe etwas ermittelt."

„Und was ist dies?"

„Daß die kleine Dame nicht außer Landes geschafft worden ist. Sie scheinen diesen Milsom zu kennen, Mylady. Haben Sie eine Idee, an welchen besondern Ort er Ihr Töchterchen gebracht haben könnte?"

Lady Eversleigh schwieg einige Minuten lang, dann sagte sie:

„Ja, ich kenne einen Theil der Vergangenheit dieses Mannes und denke mit Schaudern und Entsetzen daran."

„Darf ich mir wohl noch eine weitere Frage erlauben?"

„Fragen Sie mich, was Sie wollen."

„Nun, dann möchte ich wissen, wann Sie Milsom kennen gelernt haben, Mylady. Es ist für mich sehr wichtig, dies zu wissen."

Honoria erhob sich von ihrem Stuhl und ging in Gedanken versunken einigemal im Zimmer auf und ab.

„Wird es Ihnen," sagte sie endlich, „bei der Nachforschung nach meinem Kinde von Nutzen sein, wenn ich Ihnen Alles sage, was ich weiß?"

„Ja, ganz gewiß wird mir dies von Nutzen sein."

„Nun, dann will ich sprechen," sagte Honoria, indem sie sich in einen Lehnstuhl warf und ihre ernsten Augen auf das Gesicht des geheimen Agenten heftete. „Um Ihnen Alles zu sagen, was ich von Milsom weiß, muß ich bis auf die Tage meiner Kindheit zurückgehen. Meine ersten Erinnerungen sind schön und angenehm, dabei aber so unbestimmt und nebelhaft, daß ich Träume und Wirklichkeit nur mit Mühe unterscheiden kann. Ich entsinne mich eines schönen dunkeln Gesichts, welches sich über mich neigte, während ich in einer Wiege oder einem Bett lag, welches weicher und luxuriöser war, als irgend eins von denen, in welchen ich nach dieser Zeit viele Jahre lang schlief. Ebenso entsinne ich mich einer weichen, sanften Stimme, die mich in Schlaf sang. Ich weiß, daß an dem Orte, welchen ich meine Heimath nannte, Alles schön war."

„Und wissen Sie auch, wo diese Heimath war?"

„Nein, das weiß ich nicht. Ich war noch zu jung, um die Namen von Oertlichkeiten oder Personen im Gedächtniß zu behalten. Ich habe mir aber schon oft gedacht, es müsse in Italien gewesen sein."

„In Italien!"

„Ja, denn die erste Wohnung, deren ich mich genau entsinne, war eine Fischerhütte in einem

kleinen Dorfe einige Meilen von Neapel. Ich war das einzige Kind an diesem elenden Orte — einsam und verlassen — und befand mich in der Gewalt zweier Wesen, deren Nähe mich mit Ekel und Abscheu erfüllte."

„Und diese waren?"

„Ein altes Weib, Namens Andrinetta — dies weiß ich, obschon ich sie, als sie sich mit mir in dem schönen Hause befand, auf welches ich mich nur undeutlich besinnen kann, „Wärterin" nannte, — und der Mann, von welchem Sie unter dem Namen des Schwarzen Milsom gehört haben."

„Ist er denn ein Italiener?" fragte Andrew Larkspur erstaunt.

„Das weiß ich nicht," entgegnete Honoria. „In England nennt er sich einen Engländer — in Italien gilt er für einen Italiener. Was sein eigentliches Gewerbe damals war, weiß ich nicht, bin aber überzeugt, daß es eben so gesetzwidrig und verbrecherisch war, wie sein ganzes Thun und Treiben seit jener Zeit gewesen ist. Er that zwar, als erwürbe er seinen Lebensunterhalt auf dieselbe Weise wie die anderen Fischer in der Nachbarschaft, oft aber ging er eine ganze Woche lang müssig, und noch öfter war er gar nicht da. Zuweilen nach seiner Rückkehr sah ich ihn mit der alten Andrinetta Gold und Juwelen zählen. Gegen mich war er hart und grausam. Ich haßte ihn, und er wußte, daß ich ihn haßte. Er befahl mir, ihn

Vater zu nennen, und schlug mich mehr als einmal, weil ich mich weigerte, es zu thun. Mein Wille war eben so unbeugsam wie der meines Tyrannen, und bei vielen Gelegenheiten leistete ich ihm muthigen Widerstand. Manchmal lief ich davon und irrte tagelang unter den benachbarten Hügeln und Wäldern umher, kehrte aber allemal früher oder später wieder unter mein elendes Obdach zurück, weil ich kein anderes hatte. Mein einsames Leben machte mich menschenscheu, und wenn die wenigen Nachbarn sich freundlich gegen mich zeigen wollten, lief ich erschrocken und furchtsam von ihnen fort."

„Sonderbar!" murmelte der geheime Agent.

„Ja, es ist eine seltsame Geschichte," entgegnete Lady Eversleigh. „Ohne Zweifel wundern Sie sich, aus dem Munde der Wittwe des Baronets Sir Oswald Eversleigh die Geschichte einer solchen Kindheit zu hören. Eines Tages hörte ich, wie ein Nachbar meinem Tyrannen Vorwürfe über die grausame Behandlung machte, die er mir zu Theil werden ließ. „Es ist schon schlimm genug, daß Ihr die Kleine geraubt habt," sagte er; „Ihr solltet sie nicht noch obendrein schlagen." Von dieser Stunde an wußte ich, daß ich ein geraubtes Kind war. Ich sagte ihm dies eines Abends, und am nächsten Morgen brachte er mich nach Neapel, wo ich einige Jahre lang in dem elendsten und volkreichsten Theil der großen Stadt lebte. „Hier

wird sich Niemand um Dich bekümmern, meine kleine Prinzessin," sagte mein Tyrann zu mir. „Hier laufen die Kinder in allen Gassen zu Hunderten herum, und Du bist blos ein Tropfen Wasser mehr im Ocean."

Es trat eine Pause ein, während welcher Honoria ihren inneren Blick in die nebelhafte Vergangenheit zurückschweifen zu lassen schien. Dann fuhr sie fort:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie elend mein Leben eine Zeit lang war. Andrinetta hatte uns nach Neapel begleitet. Es dauerte nicht lange, so sah ich, daß sie sehr krank war und heftige Anfälle hatte, während welcher sie geradezu den Verstand zu verlieren schien. Innerhalb unserer Wohnung war sie meine einzige Genossin. Der Mann schlief blos im Hause und war zuweilen Monate lang abwesend. Wie er seinen Lebensunterhalt erwarb, wußte ich hier ebenso wenig, als ich dies in dem kleinen Dorf an der Seeküste gewußt hatte. Ich sah jetzt nur selten Gold oder Juwelen in seinem Besitz, des Nachts aber, nachdem er in sein Zimmer gegangen war, hörte ich oft den Klang von Goldmünzen durch die dünne Scheidewand hindurch, welche mein Zimmer von dem seinigen trennte. Ich glaube, ich hätte zu jener Zeit an Leib und Seele zu Grunde gehen müssen, wenn die Vorsehung mir nicht einen Freund in der Person eines guten katholischen Priesters,

eines frommen alten Mannes, gesendet hätte, der die elenden Wohnstätten der Armuth und des Verbrechens besuchte und meinen erbarmungswürdigen Zustand entdeckte. Er unterrichtete mich, er tröstete mich, er errettete mich aus dem Abgrund, welchem ich schon für immer verfallen zu sein schien. Dabei trug ich Sorge, seine Besuche vor meinem Tyrannen zu verheimlichen, denn ich wußte, welchen Widerstand derselbe meiner Erlösung von Unwissenheit und Elend entgegengesetzt haben würde. Als ich fünfzehn Jahre alt war, starb Andrinetta. Eines Tages, bald nach ihrem Tode — einem für mich höchst kummervollen Tage — sagte Tomaso, wie man ihn dort nannte, mir, er werde mich nach England bringen. Dies geschah, und ich blieb noch zwei Jahre bei ihm. Von dieser Zeit will ich nicht sprechen. Ich habe Ihnen nun Alles gesagt, was ich sagen kann."

„Aber die Ermordung des Capitains Valentin Jernam!" rief Andrew. „Der Verdacht dieser That ruht auf dem Manne, von welchem Sie soeben gesprochen haben; wissen Sie etwas Näheres, Mylady?"

„Davon will ich jetzt nicht sprechen," entgegnete Honoria; „ich habe genug gesagt. Es kommt vielleicht ein Tag, wo ich mich freier aussprechen kann; jetzt aber ist er noch nicht da. Verlassen Sie sich auf mich, wenn ich sage, daß ich, wo dieser Mann in Frage kommt, dem Laufe der Gerechtigkeit kein Hinderniß in den Weg legen

werde. Und nun sagen Sie mir, gewährt meine Mittheilung wenigstens einen Lichtstrahl, der das Dunkel, in welches das Schicksal meines Kindes gehüllt ist, zerstreuen helfen kann?"

„Nein, das ist leider nicht der Fall. Dennoch widerspricht auch nichts meiner Vermuthung, daß Ihre Tochter nicht weit fortgebracht worden ist. Ich bin überzeugt, daß sie noch in England ist und daß einer von Milsom's Helfershelfern, ein gewisser Wayman —"

Lady Eversleigh fuhr zusammen und rief:

„Den kenne ich! Den kenne ich! Weiter, weiter!"

Larkspur warf einen neugierig forschenden Blick auf Lady Eversleigh.

„Sie kennen Wayman?" fragte er.

„Ja," sagte Honoria; „ich kenne ihn als einen gewissenlosen Schurken. Wenn er weiß, wo mein Kind ist, so wird er das Geheimniß für Geld verkaufen, und wir wollen ihm Geld geben — so viel er verlangt."

„Gut, gut," sagte Mr. Larkspur. „Sie dürfen aber nicht so in Aufregung gerathen. Fassen Sie sich und sagen Sie mir Alles, was Sie von Wayman wissen. Dann werden wir sehen, was wir weiter zu thun haben."

Hier pochte Jane Payland an die Thür des Zimmers ihrer Herrin, und die Unterredung dieser mit dem geheimen Agenten ward unterbrochen.

Neuntes Capitel.

„O, über alle Maßen falsch!"

Victor Carrington war mit dem Stande der Dinge in Hilton-House ganz zufrieden, nur in einer Beziehung nicht.

Die Erreichung seines Ziels ging ihm nicht schnell genug.

Die reiche Heirath, welche Reginald angeblich zu machen beabsichtigte, war rein ersonnen, die Erbin des Eisenhändlers existirte nur in Carrington's Phantasie, und die Geldnoth ward immer drängender.

Auch noch in einem andern für das Gelingen des Planes wesentlichen Punkte hatte Carrington sich geirrt.

Er hatte nämlich nicht berechnet, daß Douglas Dale eine ungemein kräftige und gesunde Leibesconstitution besaß. Jedesmal, wo derselbe bei Pauline speiste — und die Tage, an welchen er dies that, waren sehr selten — trank er eine kleine

Quantität von dem Curaçao, in welchen Carrington ein langsam aber sicher wirkendes Gift gemischt hatte. Wenn die kleine Caraffe, in welcher der Liqueur auf den Tisch kam, leer war, fand der Giftmischer es niemals schwierig, sich auch das neue Quantum zugänglich zu machen.

Das antike Liqueurkästchen mit seinen venetianischen Gläsern stand stets auf einem Nebentisch im Speisezimmer und war nie verschlossen. Pauline hatte die Gewohnheit, Alles, was in ihre Hände kam, zu verlieren, und so ward auch der Schlüssel zu dem Liqueurkästchen schon seit langer Zeit vermißt.

Die Zeit verging, und das Gift äußerte, insoweit Carrington nach dem äußeren Anschein urtheilen konnte, auf Douglas Dale keine Wirkung. Er klagte nicht über Unwohlsein, sondern sagte blos, daß er sich zuweilen etwas träg fühle.

Das konnte nicht so fortgehen und Carrington mußte sein Werk beschleunigen.

Sein Plan war, Douglas Dale's Tod durch Gift herbeizuführen und den Verdacht, wenn ein solcher sich herausstellen sollte, auf Pauline zu lenken.

Zu diesem Zweck hatte er schon Gerüchte der nachtheiligsten Art über sie in Umlauf gesetzt, so daß Douglas Dale, wenn er nicht von seiner Liebe verblendet gewesen wäre, hätte sehen müssen, daß er von den Personen, mit welchen er zusam-

menzutreffen pflegte, mit noch kälteren Blicken betrachtet ward, als da er zuerst muthig seine Verlobung mit Madame Durski verkündet hatte.

Carrington erzählte, Douglas Dale habe ein Testament errichtet und sein ganzes disponibles Besitzthum der schönen Wittwe vermacht, welche ihm übrigens in ihrem Herzen völlig abgeneigt sei und seinen Antrag nur aus eigennützigen Beweggründen angenommen habe.

„Wenn Dale stürbe, so wäre Reginald Eversleigh sein Erbe und diesen würde Madame Durski viel lieber heirathen," pflegten fast Alle zu sagen, welche Pauline und ihren Verlobten näher kannten — eine Aeußerung, die ursprünglich von Carrington ausgegangen war.

Fand nun Douglas Dale seinen Tod durch Gift, und war dieses Factum in Gewißheit gesetzt, so konnte der Verdacht nur auf die Frau fallen, welche durch seinen Tod Alles zu gewinnen hatte, deren anerkannter Verehrer sein nächster Erbe war und die in Folge seines Testaments Alles erbte, was nicht sofort in den Besitz dieses anerkannten Verehrers überging.

Der Plan war bewunderungswürdig gut ersonnen, und Carrington's Aufgabe bestand nun darin, die Ausführung zu beschleunigen.

Paulinens Brautstand hatte etwa zwei Monate gedauert, als der Horizont, welcher bis jetzt so

hell und klar erschienen, von einer Wolke verdunkelt ward.

Madame Durski bemerkte in dem Aussehen ihres Verlobten eine Veränderung, welche ihr bei einem seiner Besuche in ihrem Hause zuerst auffiel. Seit einigen Wochen hatte sie ihn blos bei Lampenlicht gesehen — dem Licht, welches dem Gesicht einen trügerischen Glanz leiht.

Heute dagegen sah sie ihn, während der kalte Abendsonnenschein voll auf sein Gesicht fiel, und zum ersten Mal bemerkte sie, daß er sich in der letzten Zeit sehr verändert hatte.

„Douglas," sagte sie, „Du siehst sehr unwohl aus."

„Wirklich!"

„Ja; ich sehe es heute zum ersten Mal und kann mich nur wundern, daß ich es nicht schon früher bemerkt habe. Du bist blaß und mager geworden. Ganz gewiß bist Du krank."

„Ich bitte Dich, meine liebe Pauline, mich nicht mit so besorgten Blicken zu betrachten," entgegnete Douglas Dale in sanftem Tone. „Glaube mir, es fehlt mir nichts Erhebliches. Allerdings fühle ich mich seit einigen Wochen nicht recht wohl — ich leide, glaube ich, an einem gelinden Fieber, aber dennoch ist für Dich nicht der mindeste Grund zur Besorgniß vorhanden.

„O, Douglas," rief Pauline, „wie kannst Du über etwas, was mich so tief berührt, in so gleich-

giltiger Weise sprechen? Ich bitte Dich, unverweilt einen Arzt zu Rathe zu ziehen."

„Ich versichere Dir, theuerste Freundin, daß es nicht nöthig ist. Es fehlt mir durchaus nichts Ernstes."

„Douglas, ich bitte Dich, sofort mit einem Arzt zu sprechen. Thue es mir zu Gefallen."

„Meine theure Pauline, ich bin bereit, Alles zu thun, was Du wünschest."

„Dann versprichst Du mir also, ohne eine Stunde Aufschub einen zuverlässigen Arzt zu sprechen?"

„Ja wohl, herzlich gern," entgegnete Douglas. „Ach, welch ein Glück für mich, zu wissen, daß mein Leben für Dich, die ich so innig liebe, einigen Werth hat."

Vor der Hand ward weiter nichts über diesen Gegenstand gesprochen, während des Diners aber und den ganzen Abend hindurch hefteten Paulinens Augen sich dann und wann mit besorgtem, forschendem Blick auf die Züge ihres Verlobten.

Als er fort war, theilte sie ihre Befürchtungen ihrer Gesellschafterin und Vertrauten Miß Brewer mit.

„Bemerken Sie keine Veränderung an Mr. Dale?" fragte sie.

„Eine Veränderung? Was für eine Veränderung?"

„In seinem Aussehen. Finden Sie nicht auch, daß er krank aussieht?"

Miß Brewer, die sonst so unbeweglich war, zuckte zusammen und sah ihre Gönnerin mit einem Blick an, welcher unverkennbaren Schrecken verrieth.

Sie hatte so viel gewagt, um eine Heirath zwischen Douglas Dale und Pauline zu Stande zu bringen, und nun sollte vielleicht der Tod hindernd einschreiten!"

„Krank?" rief sie. „Sie glauben, Mr. Dale sei krank?"

„Ja, ich glaube es, und er gesteht es auch selbst zu, obschon er die Sache leicht nimmt. Er spricht von einem gelinden Fieber. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie er mich erschreckt hat."

„Vielleicht handelt es sich auch nicht um etwas Ernstes," entwortete Miß Brewer. „Man macht sich zuweilen Unruhe über Kleinigkeiten, über die ein Arzt lacht. Ich glaube, Mr. Dale bedarf blos Wechsel der Luft. Das fortwährende Leben in London ist nicht geeignet, vortheilhaft auf die Gesundheit einzuwirken."

„Ja, vielleicht ist dies die Ursache seines veränderten Aussehens," entgegnete Pauline nur zu froh, diesen Beweggrund zu hören. „Ich werde ihn bitten, einmal andere Luft zu athmen. Er hat mir ja versprochen, morgen mit einem Arzt zu sprechen. Wenn er Nachmittag kommt, werde ich hören, was der Arzt gesagt hat."

Douglas Dale war in der That der Meinung, daß es mit den Symptomen von Erschlaffung und Ermüdung, an welcher er seit einiger Zeit litt, nicht viel auf sich habe; dennoch aber war er zu sehr Mann von Wort, als daß er das seiner Verlobten gegebene Versprechen nicht gehalten hätte.

Zeitig am nächstfolgenden Morgen ging er daher nach Saville-Row zu Doctor Harley Westbrook, einem ausgezeichneten Arzt, dem er die eben erwähnten Symptome ausführlich beschrieb.

„Ich betrachte mich nicht als wirklich krank," sagte er zum Schluß, „sondern komme blos auf Anrathen einer befreundeten Person zu Ihnen."

„Es ist mir lieb, daß Sie zu mir gekommen sind," antwortete Doctor Westbrook in ernstem Tone.

„Wirklich! Betrachten Sie denn diese Symptome als beunruhigend?"

„Jetzt noch nicht, dennoch aber sage ich, daß Sie sehr klug daran gethan haben, sich in ärztliche Behandlung zu geben. Der Fall ist ein ganz interessanter," setzte der Arzt mit einer Miene hinzu, welche fast Freude verrieth.

Er that hierauf an seinen Patienten eine Menge Fragen, von welchen Douglas Dale einige als sehr überflüssig, ja als ungereimt betrachtete.

„Diniren Sie in Ihrem Club oder zu Hause, Mr. Dale?" fragte der Arzt.

Weder in meinem Club noch zu Hause. Ich dinire jeden Tag bei einer Freundin."

„Stets bei derselben?"

„Ja, stets bei derselben."

„Und Sie frühstücken?"

„Zu Hause."

„Bei dergleichen Uebeln kommt auf die Diät ungemein viel an," sagte der Arzt, wie um seine so umständlichen Fragen zu rechtfertigen. „Natürlich bereitet Ihr Diener Ihnen Ihr Frühstück — ist er zuverlässig?"

„Ja; er ist ein alter Diener meines Vaters. Ich würde ihm selbst in Bezug auf weit wichtigere Dinge trauen, als die Bereitung meines Frühstücks ist."

„So. Erlauben Sie mir, eine etwas seltsame Frage an Sie zu thun?"

„Ja wohl, wenn es zugleich eine nothwendige ist."

„An dieser Antwort erkennt man den Juristen," entgegnete Doctor Westbrook lächelnd. „Ich möchte nämlich wissen, ob dieser alte zuverlässige Diener ein Interesse an Ihrem Tode hat."

„Ein Interesse an meinem Tode?"

„Ja, oder mit anderen Worten: hat er Grund zu glauben, daß Sie ihn in Ihrem Testamente bedacht — vorausgesetzt, daß Sie ein Testament gemacht haben, was kaum wahrscheinlich ist."

„Ja," antwortete Douglas Dale nachdenklich.

„Ich habe vor einigen Wochen mein Testament gemacht, und Jarvis, mein alter Diener, weiß, daß ich für den Fall, daß er mich überleben sollte, für ihn gesorgt habe. Dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge nach ist ein solcher Fall allerdings nicht wahrscheinlich, man muß sich aber auf Alles gefaßt machen."

„Und Sie haben Ihrem Diener gesagt, daß Sie für ihn gesorgt haben?"

„Ja. Ich bin stets so zufrieden mit ihm geworden, daß es Unrecht von mir wäre, wenn ich ihn im Fall meines Todes der Noth und dem Mangel preisgeben wollte."

„Sehr richtig," sagte der Arzt mit etwas zerstreuter Miene. „Für heute will ich Sie nicht mit weiteren Fragen belästigen. Kommen Sie in einigen Tagen wieder und nehmen Sie mittlerweile die Medicin, die ich Ihnen jetzt verschreiben werde."

Doctor Westbrook schrieb ein Recept, und Douglas Dale entfernte sich, ohne recht zu wissen, was er von dieser Unterredung mit dem berühmten Arzt denken sollte.

Am Abend dieses Tages begab er sich wie gewöhnlich nach Hilton-House, und die erste Frage, welche Pauline an ihn that, bezog sich auf seine Unterredung mit dem Arzt.

Er antwortete ihr, Doctor Westbrook habe ihm versichert, daß ihm nichts Erhebliches fehle.

Nun war Pauline vollständig wieder beruhigt und entwickelte diesen Abend in der Nähe ihres Geliebten einen Grad von Liebenswürdigkeit und Heiterkeit, welcher Douglas Dale überaus glücklich machte.

Er wartete eine gute Woche, ehe er wieder zu dem Arzte ging, und hätte vielleicht noch länger gewartet, wenn er nicht gefühlt hätte, daß das Fieber und die Mattigkeit, woran er litt, eher zu- als abnahm.

Diesmal zeigte Doctor Westbrook eine noch ernstere Miene als das erste Mal.

Er that noch mehr Fragen und sagte dann:

„Mr. Dale, ich muß Ihnen offen gestehen, daß mir diese Symptome nicht gefallen.“

„Dann betrachten Sie dieselben als beunruhigend?“

„Mehr sonderbar als beunruhigend. Sie sind kein nervenschwacher, ängstlicher Patient, und ich glaube mich daher unumwunden aussprechen zu können, obschon Ihr moralischer Muth dabei ein wenig auf die Probe gestellt werden wird.“

„Nun, dann erklären Sie sich kurz,“ sagte Douglas Dale mit mattem Lächeln. „Ich kann fast errathen, was Sie mir zu sagen haben. Sie wollen mir sagen, daß ich den Keim einer unheilbaren Krankheit in mir trage, daß bereits die gespenstische Hand des Todes sich nach mir ausstreckt.“

„Nein, davon ist nicht die Rede," antwortete der Arzt. „Krankheitssymptome sind bei Ihnen nicht vorhanden und Sie können ein sehr hohes Alter erreichen, Mr. Dale, wenn andere Leute es Ihnen gestatten."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich meine, daß, wenn ich meinem Urtheil in einer Sache, welche zuweilen über das Bereich der Wissenschaft hinausgeht, trauen darf, die an Ihnen zu bemerkenden Symptome auf eine langsame Vergiftung schließen lassen."

„Eine langsame Vergiftung!" entgegnete Douglas Dale kaum hörbar. „Das ist unmöglich," fuhr er, nachdem er eine Weile geschwiegen, fort. „Ich habe volles Vertrauen zu Ihrer Wissenschaft und Erfahrung, Doctor Westbrook, im vorliegenden Falle aber bin ich überzeugt, daß Sie sich irren."

„Ich würde mich freuen, wenn ich das auch glauben könnte," entgegnete der Arzt; „leider aber kann ich es nicht. Ich habe Alles, was Sie mir sagen, reiflich erwogen und kann blos zu einem Schlusse kommen, nämlich zu dem, daß Sie an den Wirkungen eines Ihnen beigebrachten Giftes leiden."

„Wissen Sie, was für ein Gift das ist?"

„Nein, wohl aber weiß ich, daß es Ihnen mit einer Vorsicht beigebracht worden sein muß, die fast diabolisch zu nennen ist — so langsam und so unmerklich, daß Sie die Veränderung, die in

Ihrem System vorgegangen ist, erst nach längerer Zeit gewahr geworden sind. Sie sind der Vorsehung Dank schuldig, daß dieselbe Sie zu mir geschickt hat, denn jetzt ist noch vollauf Zeit, Sie zu retten. Die verborgene Hand des geheimen Giftmischers ist jetzt noch thätig, und Ihre und meine Aufgabe ist, zu entdecken, wem diese Hand gehört. Befindet sich in Ihrer Umgebung Jemand, dem Sie ein so furchtbares Verbrechen zutrauen können?"

„Nein — Niemand. Ich sage nochmals: es ist unmöglich."

„Wer hat das meiste Interesse an Ihrem Tode?" fragte Doctor Westbrook ruhig.

„Mein erster Cousin, Sir Reginald Eversleigh, der in diesem Falle in den Besitz eines sehr schönen Einkommens gelangen würde. Ich bin ihm aber seit den letzten zwei Monaten nicht begegnet und habe noch viel weniger mit ihm zu Tische gesessen. Auch kann ich ihn keinen Augenblick lang einer solchen Infamie fähig glauben."

„Wenn Sie seit zwei Monaten nicht mit ihm umgegangen sind, so können Sie ihn allerdings von allem Verdacht freisprechen," antwortete Doctor Westbrook. „Sie sagten mir neulich, daß Sie sehr häufig bei einer befreundeten Person dinirten; entschuldigen Sie, wenn ich eine unangenehme Frage an Sie richte: Ist diese befreundete Person eine, welcher Sie trauen können?"

„Ja, dieser Freundin würde ich mein Leben nicht ein=, sondern hundertmal anvertrauen!“ rief Douglas Dale mit Wärme.

Der Arzt sah seinen Patienten nachdenklich an.

„Und hat die Freundin, der Sie so blindlings vertrauen, ein Interesse an Ihrem Tode?“ fragte er.

„In einigem Grade allerdings; wenn ich aber leben bleibe, so ist dies für sie weit vortheilhafter.“

„Dann komme ich wieder auf meine ursprüngliche Idee zurück, und so peinlich es Ihnen auch sein mag, so muß doch der alte Diener Gegenstand Ihres Verdachts werden.“

„Ich kann nicht glauben, daß er —“

„Mr. Dale,“ unterbrach der Arzt, „wir müssen die Sache als Weltleute betrachten. Ihre Pflicht ist, zu ermitteln, von wem dieses Gift Ihnen beigebracht worden ist, damit Sie sich für die Zukunft schützen können. Thun Sie dies nicht, so kann ich Ihnen blos sagen, daß Sie Ihre Sorglosigkeit mit Ihrem Leben werden bezahlen müssen.“

„Was soll ich aber thun?“ fragte Douglas.

„Sie sagen, Ihre Lebensweise sei eine streng geregelte. Sie frühstücken stets zu Hause, Sie diniren und trinken Ihren Nachmittagskaffee in dem Hause einer Freundin. Mit Ausnahme eines Zwiebacks und eines Glases Sherry, welches Sie zuweilen in Ihrem Club genießen, sind diese beiden Mahlzeiten Alles, was Sie den Tag über zu sich nehmen. Es ist deshalb eine unbestreitbare

Thatsache, daß Ihnen bei einer dieser beiden Mahlzeiten ein Gift beigebracht worden ist. Ihr alter Diener trägt Ihnen die eine auf — die Dienstleute Ihrer Freundin bereiten die andere. Entweder in Ihrem eigenen Hause oder in dem Ihrer Freundin haben Sie einen versteckten Feind, und es muß Ihnen daran liegen, denselben zu entdecken."

„In dem Hause meiner Freundin kann er nicht sein," entgegnete Douglas Dale. „Es muß Jarvis sein, den ich zu fürchten habe, und doch kann ich dies nicht glauben. Der alte Diener meines Vaters — ein Mann, der mich als Kind auf seinen Armen getragen!"

„Hierüber können Sie mit leichter Mühe in's Reine kommen, Mr. Dale," sagte der Arzt. „Trennen Sie sich auf einige Zeit von ihm. Wenn Sie dann während dieser Zeit finden, daß die Symptome schwächer werden, so haben Sie den unwiderleglichen Beweis seiner Schuld; dauern dieselben dagegen unvermindert an, so müssen Sie sich anderswo umsehen."

„Ich werde Ihren Rath befolgen," entgegnete Douglas Dale seufzend. „Alles ist besser als Ungewißheit."

Er ging, als er den Arzt verlassen, langsam nach dem Phönixclub und dachte über seine Unterredung mit Doctor Westbrook nach.

Der Gedanke, daß sein alter Diener ihm nach

dem Leben trachten sollte, war ihm ein überaus peinlicher — sein alter Diener, dieses Muster von Treue und Anhänglichkeit! Aber wie konnte er anders, als ihn für schuldig halten? Es gab nur noch eine Richtung, in welcher der Thäter zu finden sein konnte, und in dieser war er sicherlich nicht.

Wer in Hilton-House hatte ein Interesse an seinem Tode, ausgenommen die eine Person, welche über jede Möglichkeit des Verdachts erhaben war?

Am Morgen des nächstfolgenden Tages saß er bei seinem einsamen Frühstück und beobachtete Jarvis, welcher sich hin und her bewegte und seinen Herrn mit, wie es schien, liebevoller Aufmerksamkeit bediente.

Douglas Dale aß wenig. Mangel an Appetit war eins der hauptsächlichen Symptome, von welchen das gelinde Fieber, an dem er litt, begleitet war.

Heute Morgen machte die Verstimmung seines Gemüths ihn noch weniger geneigt, etwas zu sich zu nehmen.

Er dachte an Jarvis und die Vergangenheit — an jene sorglosen, glücklichen Tage der Kindheit, wo dieser Mann ihm fast eben so lieb gewesen war, wie eins der Mitglieder seiner Familie.

Während er so nachdachte und sich bemühte, die Einleitung zu einem Gespräch zu finden, welches höchst wahrscheinlich ein sehr ernstes ward,

blickte er zufällig auf und bemerkte, daß Jarvis seinerseits ihn beobachtete.

Der alte Mann hielt den Blick seines Herrn ruhig aus.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie so aufmerksam ansehe, Mr. Douglas," sagte er. „Ich hatte eine sehr ernsthafte Betrachtung über Sie, da blickten Sie auf."

„Was hattet Ihr denn für Betrachtungen über mich?"

„Nun sehen Sie, Sir, ich dachte an Ihren Appetit. Derselbe hat seit einigen Wochen fürchterlich abgenommen. Ihr Frühstück ist kaum noch ein solches zu nennen. Und Sie glauben kaum, was für Mühe ich mir gebe, Ihnen wieder Appetit zu machen. Diesen Fisch hier habe ich heute Morgen mit eigener Hand von Groves geholt, die wegen ihrer delicaten Seefische in ganz London berühmt sind. Sie genießen aber eben so wenig davon, als wenn ich Ihnen einen verdorbenen Hering vorgesetzt hätte. Sie sind krank, Mr. Douglas, und sollten mit einem Arzte sprechen. Entschuldigen Sie, daß ich mir erlaube, Ihnen einen guten Rath geben zu wollen, wenn aber ein alter Diener, der Sie auf seinen Knieen geschaukelt, sich nicht frei aussprechen darf, wer soll es dann sonst dürfen?"

„Ja," antwortete Douglas mit einem Seufzer. „Als ich ein kleiner Knabe war, trugt Ihr

mich auf Euren Schultern zu manchem Dorfjahrmarkt und waret überhaupt sehr gut gegen mich."

„Das ist meine Pflicht, Sir."

„Was meine Gesundheit betrifft, Jarvis, so habt Ihr Recht — ich bin wirklich krank."

„Aber dann werden Sie doch einen Arzt rufen lassen, Mr. Douglas?"

„Ich habe schon einen gesprochen."

„Und was sagte dieser?"

„Er sagte, mein Uebel könnte gefährlich werden."

„O, Mr. Douglas, sagen Sie das nicht? Das wäre schrecklich!" rief der alte Diener mit dem Ausdruck der aufrichtigsten Bestürzung.

„Ich sage Euch blos die Wahrheit, Jarvis," antwortete Douglas. „Zur Verzweiflung aber ist noch kein Grund vorhanden. Der Arzt erklärt mein Uebel wohl für gefährlich, aber nicht für hoffnungslos."

„Warum befragen Sie nicht noch einen andern Arzt, Mr. Douglas?" sagte Jarvis. „Vielleicht versteht dieser erste seine Sache nicht ordentlich. Wenn das Uebel ernst ist, so müssen Sie zu den besten Aerzten in London gehen, bis Sie den finden, der Sie curiren kann. Einem schönen, gutgewachsenen, kräftigen jungen Herrn, wie Sie sind, kann nicht viel fehlen."

„Das weiß ich weiter nicht, Jarvis; für alle Fälle aber habe ich beschlossen, etwas für Euch zu thun."

„Für mich, Sir! Gott segne Ihr edelmüthiges Herz — ich brauche in dieser irdischen Welt nichts."

„Das könnt Ihr nicht wissen, Jarvis," entgegnete Douglas. „Daß ich für den Fall meines Todes für Euch gesorgt habe, wißt Ihr schon."

„Ja, Sir; Sie hatten die Güte, zu sagen, Sie hätten mir ein Jahrgeld ausgesetzt, und es ist das sehr gütig von Ihnen. Dennoch aber kann ich dies fast nur als einen Scherz betrachten, denn ein alter Kerl wie ich hat keine Aussicht, einen jungen Herrn wie Sie zu überleben, und Gott verhüte, daß dieser Fall dennoch einträte."

„Wir können nie wissen, was geschieht, Jarvis. Da Ihr aber alt werdet, Jarvis, und Euer ganzes Leben lang viel gearbeitet habt, so glaube ich, Ihr bedürft der Ruhe, und anstatt Euch bis nach meinem Tode warten zu lassen, will ich Euch Euer Jahrgeld schon jetzt geben. Ihr könnt daher, sobald als es Euch beliebt, in eine bequeme kleine eigene Wohnung ziehen und als ältlicher Gentleman mit einem anständigen kleinen Einkommen leben."

Zu Douglas Dale's Ueberraschung gab das Gesicht des alten Mannes, als er eine Mittheilung hörte, von welcher sein Herr geglaubt, daß er sie mit Freuden aufnehmen würde, nur Kummer und Kränkung zu erkennen.

„Ich bitte um Entschuldigung," stammelte er;

„Sie haben wohl einen jüngeren Diener gesehen, der Ihnen besser gefällt und von dem Sie glauben, er werde Sie besser bedienen, als der arme alte Jarvis?"

„Nein, das ist nicht der Fall," antwortete Douglas. „Ich habe keinen gesehen und glaube auch nicht, daß irgend einer in der Welt mich so gut bedienen würde, wie Ihr."

„Aber warum wollen Sie dann wechseln, Sir?"

„Ich wünsche blos, Euch glücklich zu machen, Jarvis."

„Nun dann machen Sie mich dadurch glücklich, daß Sie mich bei Ihnen bleiben lassen," bat der alte Diener. „Lassen Sie mich bleiben, Sir! Sprechen Sie nicht von Jahrgeld und Pension; ich verlange nichts als die Freude, den Sohn meines alten Herr bedienen zu dürfen. Es macht mir dies eben so viel Vergnügen, als ich vor zwanzig Jahren daran fand, Sie auf meinen Schultern zum Jahrmarkt zu tragen. Ach, das waren schöne Zeiten, nicht wahr, Sir? Lassen Sie mich bleiben, und wenn ich einmal sterbe, so lassen Sie mich in der Nähe Ihres Wohnsitzes begraben. Gehen Sie dann einmal an dem Kirchhofe, wo ich liege, vorbei, so seufzen Sie vielleicht und sagen: „Der alte gute Jarvis!" so bin ich dann vollauf belohnt dafür, daß ich Sie von Kindesbeinen an geliebt habe."

War dies Comödie? War dies die meisterhafte Verstellung eines vollendeten Heuchlers?

Nein, nein, nein! Das konnte Douglas Dale nicht glauben.

Die Thränen traten ihm in die Augen. Er streckte die Hand aus und faßte die des alten Dieners.

„Ihr bleibt bei mir, Jarvis," sagte er. „Ihr habt mein ganzes Vertrauen."

Bald nach dieser Unterredung verließ Douglas Dale das Haus und begab sich stracks zu Doctor Westbrook, dem er den eben stattgehabten Auftritt ausführlich erzählte.

„Ich habe den alten Mann tüchtig auf die Probe gestellt," sagte er zum Schlusse, „und ich glaube, er ist die verkörperte Treue und Rechtschaffenheit."

„Sie glauben ihn auf die Probe gestellt zu haben, Mr. Dale?" rief der praktische Arzt. „Dummes Zeug! Dieses sentimentale Gespräch nennen Sie eine Probe? Wenn der Mann fähig ist, ein Giftmischer zu sein, so ist er natürlich auch fähig, eine Rolle zu spielen und Krokodilsthränen zum Beweis seiner Anhänglichkeit an einen Herrn zu vergießen, dessen Verdauungsorgane er durch heimliches Beibringen von Antimonium oder Aconit ruinirt. Wenn Sie den Mann ordentlich auf die Probe stellen wollen, so thun Sie es auf meine Manier. Frühstücken

Sie acht bis vierzehn Tage anderswo; genießen Sie zu Hause gar nichts und wenn es ein Glas Wasser wäre, und wenn nach Verlauf dieser Zeit Ihr Uebelbefinden gehoben ist, so wissen Sie, was Sie von diesem Musterbild von Treue, Mr. Jarvis, zu denken haben."

Douglas Dale versprach, dem Rath seines Arztes zu folgen. Er war von der Unschuld seines Dieners überzeugt, er wollte aber diese Frage außer allen Zweifel gestellt sehen.

Wenn aber Jarvis wirklich unschuldig war, wo war dann der Thäter zu finden?

Douglas Dale speiste am Abend seiner Unterredung mit Doctor Westbrook in Hilton-House, wie er ohne Unterbrechung seit mehreren Wochen gethan. Pauline war zärtlich und liebevoll, wie sie stets gewesen, seitdem die Dankbarkeit für die Güte ihres Verlobten sich zu einem wärmeren Gefühl entwickelt hatte.

„Douglas," sagte sie an diesem Abend, als sie nach dem Diner einige Minuten mit einander allein waren, „Deine Gesundheit hat sich in Folge der Behandlung des Arztes nicht so gebessert, wie ich gehofft hatte. Ich wünschte, Du zögest einen andern zu Rathe."

Sie sagte dies leichthin, denn sie scheute sich, den Patienten durch irgend eine Kundgebung von Furcht ihrerseits zu beunruhigen, und wußte, wie

sehr körperliche Krankheit durch Aufregung des Gemüths gesteigert werden kann.

An diesem Abend war Douglas Dale's Gemüth ganz besonders für jeden Eindruck empfänglich. Es lag in Paulinens Ton etwas, was sein Ohr seltsam berührte. Zum ersten Mal, seitdem er sie kennen gelernt, schien ihm die Stimme des Weibes, welches er liebte, einen falschen, angenommenen Klang zu haben.

War dieses Weib vielleicht doch etwas Anderes, als sie zu sein schien? Hatte ihr Herz vielleicht ihm nie gehört — schenkte sie ihre Liebe vielleicht immer noch dem Elenden, welchem sie dieselbe früher geschenkt? Waren ihre zärtlichen Blicke, ihre liebreichen Worte, ihre freundlichen Liebkosungen vielleicht blos ein Gaukelspiel?

Nein, das war nicht möglich.

„Ich bin das Opfer eines Verraths," dachte er bei sich selbst; „hier aber kann der Verräther nicht sein. O nein, nein; ich muß ihn wo anders suchen."

Pauline beobachtete ihren Verlobten, als er so mit auf den Boden gehefteten Augen in düsterem Hinbrüten versunken dasaß.

Nach einer Weile blickte er plötzlich auf und redete sie an.

„Ich muß eine kleine Reise machen, Pauline," sagte er. „Es handelt sich um Geschäfte, die nur durch mich selbst besorgt werden können. Ich werde

mich deshalb auf eine Woche, ja vielleicht auf noch längere Zeit von hier entfernen müssen. Es ist die Frage, ob wir uns je wiedersehen. Würde Dich das bekümmern, Pauline?"

„Douglas," rief Pauline, „wie seltsam sprichst Du heute Abend mit mir! Wenn es ein Scherz ist, so ist es ein grausamer."

„Nein, es ist kein Scherz, Pauline," antwortete ihr Verlobter. „Das Leben ist etwas sehr Unsicheres, und seit der letztvergangenen Woche habe ich das meinige als in drohender Gefahr schwebend betrachten gelernt."

„Du bist krank, Douglas," sagte Pauline, „und Deine Krankheit äußert auch Einfluß auf Dein Gemüth. Ich bitte Dich, gieb Dich nicht diesen entmuthigenden Gedanken hin. Ziehe einen andern Arzt zu Rathe."

„Ja, ja, das will ich thun," antwortete Douglas in plötzlich verändertem Tone; „Du hast Recht, Pauline. Ich will nicht so schwach sein und mich diesen schwarzen Ahnungen hingeben. Was habe ich zu fürchten? Der Tod ist kein furchtbares Uebel. Er ist blos das gemeinsame Loos Aller. Ich kann diesem gemeinsamen Schicksal mit der Ruhe entgegengehen, wie ein Christ dies soll. Betrug aber, Verrath und Lüge von denen, die wir lieben, dies sind weit größere Uebel als der Tod. O, Pauline, sage mir, daß ich diese nicht zu fürchten habe!"

„Von wem solltest Du sie zu fürchten haben, Douglas?"

„Ja, von wem — das ist eben die Frage! Von Dir also nicht, Pauline?"

„Von mir!" entgegnete sie mit einem Blick des Entsetzens. „Hast Du den Verstand verloren?"

„Schwöre — schwöre mir, daß keine Falschheit in Deinem Herzen wohnt, Pauline; daß Du mich ebenso liebst, wie Du mich Dich lieben gelehrt, daß Du mich nicht durch süße falsche Worte bethört hast!" rief der junge Mann in wilder Aufregung.

„Mein theurer Douglas, welchem Wahnwitz leihest Du Worte!" rief Pauline. „Diese leidenschaftliche Aufregung ist gewiß die Wirkung des Fiebers, welches an Dir zehrt. Was kann ich Dir Anderes sagen, als daß ich Dich wahrhaft und innig liebe; daß mein Herz durch Dich geläutert, mein Gemüth veredelt worden, daß ich jetzt keinen Gedanken habe, der Dir nicht bekannt wäre — keine Hoffnung, die nicht auf Deiner Liebe beruhte. Das mußt Du glauben, Douglas, denn jedes meiner Worte, jeder meiner Blicke spricht die Wahrheit. Welch ein Schmerz für mich, daß Du an mir zweifeln kannst!"

„Und wenn ich Dir Unrecht gethan, so bin ich ein Elender!" sagte Douglas in leisem Tone.

Zeitig am nächstfolgenden Morgen machte er Doctor Westbrook abermals einen Besuch.

„Ich will Sie heute nicht lange belästigen,“ sagte er, nachdem er dem Arzt die Hand gedrückt. „Ich will blos eine Frage an Sie richten. Wenn mir eine Woche lang kein Gift beigebracht wird, würden dann die Symptome verschwinden?“

„Allerdings,“ entgegnete der Arzt. „Die Natur weiß schnell wieder ihr Recht zu behaupten. Wenn Sie aber Ihren Diener auf die Probe stellen wollen, so würde ich Ihnen rathen, länger als eine Woche — wenigstens vierzehn Tage wegzubleiben.“

Nicht aber um seinen alten Diener auf die Probe zu stellen, entfernte Douglas Dale sich von London, obschon er den Arzt glauben ließ, daß dies seine Absicht sei. Noch denselben Abend reiste er nach Paris, nahm aber Jarvis mit.

Von diesem Tage an besserte es sich mit seiner Gesundheit täglich und stündlich. Ehe er noch zehn Tage in Paris zugebracht, hörte das Fieber auf, und der fortwährende Durst, die Mattigkeit und Abspannung verließen ihn ebenfalls.

Diese Genesung war ihm aber weit schrecklicher als die furchtbarsten Krankheitssymptome hätten sein können, denn nun war er überzeugt, daß der tückische Feind, der ihm Gesundheit und Kraft geraubt, in Hilton-House lauerte.

In diesem Hause gab es nur eine Person, welche von seinem Tode Nutzen, und zwar bedeutenden, zu erwarten hatte.

„Sie hat mich nie geliebt,“ dachte er bei sich selbst. „Sie liebt Reginald Eversleigh immer noch. Mein Tod giebt ihr Vermögen und Freiheit; sie kann dann den Mann heirathen, den sie wirklich liebt.“

Auch seiner eigenen Liebe traute er nicht mehr. Er glaubte, er sei das Opfer des Verraths eines Weibes, und die Hand, welche er so oft leidenschaftlich an seine Lippen gedrückt, sei dieselbe, welche Tag für Tag das Gift in seinen Becher gemischt und sein Leben langsam unterminirt hatte.

Der Weltklugheit seiner Freunde hatte er den blinden Instinct seiner Liebe entgegengesetzt, und wo alle Indicien gegen diese Frau sprachen, wunderte er sich, daß er ihr jemals hatte Vertrauen schenken können.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen kehrte Douglas Dale von Paris zurück und begab sich sofort zu Pauline. Er glaubte das Opfer einer vollendeten Schauspielerin — eines herzlosen Weibes — gewesen zu sein, und wollte nun auch eine angenommene Rolle spielen, um die Tiefe der an ihm verübten Verruchtheit zu ergründen.

Während seines Verweilens in Paris hatte er mehrere Briefe von Pauline erhalten — Briefe, welche die innigste und uneigennützigste Liebe athmeten; ihm aber erschien jedes Wort studirt, jeder Ausdruck erkünstelt.

Körperlich wunderbar genesen, kam er nach

England zurück. Jarvis war in Paris fortwährend um ihn gewesen und hatte ihm jeden Morgen eine mit eigener Hand bereitete Tasse Kaffee gebracht.

In seiner Wohnung in London fand er ein Billet von Pauline vor, welche ihm schrieb, daß er in Hilton-House stündlich erwartet würde.

Er verlor keine Zeit, sich hinzubegeben, und bemühte sich hier, alle Gemüthsbewegung und Ungeduld zu erdrücken, es gelang ihm aber nicht.

Madame Durski saß, als Mr. Douglas Dale angemeldet ward, an einem der Fenster des Salons.

Sie empfing ihn mit stürmischer Freude, die er aber nur als eine meisterhafte Leistung geübter Verstellungskunst betrachtete.

Und doch, als er seine Verlobte ansah, während sie so vollkommen und unvergleichlich in ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit vor ihm stand, war sein Herz zwischen Liebe und Haß getheilt. Er liebte sie, trotzdem daß er sie für schuldig hielt.

„Du bist sehr bleich, Douglas," sagte sie, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren. „Dennoch aber ist Dein Aussehen ein — dem Himmel sei Dank! — weit gesunderes. Jedenfalls hast Du jetzt kein Fieber mehr, denn der unnatürliche Glanz, den Deine Augen hatten, ist verschwunden. O, mein Douglas, wie glücklich macht es mich,

diese Veränderung zu sehen. Was habe ich gelitten, als ich Dich mit jedem Tage mehr hinsiechen sah!"

„Ja, mit jedem Tage, Pauline," antwortete Douglas in ernstem Tone. „Es war ein allmäliges Erlöschen der Gesundheit und Kraft — die Fluth des Lebens sank unbemerkt, aber deswegen nicht weniger unaufhaltsam zu immer tieferer Ebbe herab."

„Und nun geht es wieder besser, Douglas? Du fühlst und weißt selbst, daß eine Veränderung mit Dir vorgegangen ist?"

„Ja, Pauline. Meine Genesung begann mit derselben Stunde, zu welcher ich London verließ."

„Ohne Zweifel bedurftest Du Wechsel der Luft. Wie kurzsichtig muß Dein Arzt sein, daß er Dir dies nicht vor allen Dingen empfohlen hat. Und kann ich nun, wo Du wieder da bist, hoffen, Dich wieder so oft zu sehen, wie sonst? Werden wir unsere alten Gewohnheiten wieder aufnehmen und unsere Abende wieder so angenehm verleben, wie früher?"

„Waren diese Abende Dir wirklich angenehm, Pauline?"

„O, Douglas, Du mußt doch wissen, daß sie es waren!"

„Die Geheimnisse Deines Herzens kann ich nicht wissen, Pauline," entgegnete Douglas mit unaussprechlicher Wehmuth in seinem Tone. „Du schienst mir Alles zu sein, was wahr und schön

und rein ist. Wie kann ich aber wissen, ob dies Alles nicht bloßer Schein war? Wie kann ich wissen, ob nicht Reginald's Bild immer noch einen Platz in Deinem Herzen einnimmt?"

„Du beleidigst mich, Douglas!" rief Pauline mit Würde. „Ich will Dir aber am Tage Deiner Rückkehr nicht zürnen. Ich sehe, daß Deine Gesundheit noch nicht ganz hergestellt ist, denn sonst würdest Du nicht so düstere, argwöhnische Gedanken hegen."

Douglas Dale konnte in dem reizenden Antlitz, welches er mit so forschendem Blick betrachtete, auch nicht die mindeste Spur von Schuldbewußtsein entdecken, und eine Weile lang ward sein Argwohn fast in Schlaf gelullt. Diese weiße weiche Hand, welche von Juwelen glänzte, die sein Geschenk waren, konnte nicht die Hand einer Meuchelmörderin sein.

Er begann den beschwichtigenden Einfluß der Hoffnung zu fühlen. Tag und Nacht betete er, von der Unschuld des Wesens, welches er so innig liebte, überzeugt zu werden.

Gerade aber als er begonnen hatte, sich diesem süßen Einfluß hinzugeben, fiel er wieder der Verzweiflung anheim. Die früheren Symptome — das Fieber, die Mattigkeit, der unnatürliche Durst, die trockene, brennende Empfindung in der Kehle — kehrten sämmtlich wieder, und diesmal war Jarvis gar nicht da. Sein Herr hatte ihm Urlaub gege=

ben, und er befand sich auf Besuch bei einer fern im Innern von Devonshire wohnenden verheiratheten Tochter.

Nun nahm Douglas Dale sich vor, einen andern Arzt zu Rathe zu ziehen, um zu sehen, ob die Meinung dieses mit der des ersten übereinstimmen würde.

Doctor Chippendale, der neue Arzt, that gerade dieselbe Frage, welche Doctor Westbrook gethan, und erklärte dann, nachdem er eine Weile geschwiegen, mit gebührender Schonung und Vorsicht, daß sein Patient an einer langsamen Vergiftung leide.

„Ist mein Leben in Gefahr?"

„Unmittelbar nicht. Das Gift ist Ihnen augenscheinlich in unendlich kleinen Dosen beigebracht worden. Dennoch können Sie sich nicht schnell genug von allen Personen zurückziehen, welche jetzt Ihre Umgebung bilden. Es könnte dem Giftmischer einfallen, die Dosen zu verstärken."

Nach einer langen Besprechung verließ Douglas Dale seinen neuen Rathgeber und ging, um von Pauline Abschied zu nehmen.

Jetzt lebte in seinem Gemüth auch kein Schatten von Zweifel mehr. Die furchtbare Gewißheit schien ihm vollkommen klar zu sein. Er mußte diese Liebe für immer aus seinem Herzen reißen, und nur Haß und Abscheu konnte noch herrschen, wo bis jetzt jenes heilige, göttliche Gefühl gethront.

Er rief sich alle Einzelheiten seines Lebens in Paulinens Gesellschaft in die Erinnerung zurück.

Sie hatte ihm jeden Tag eine bestimmte Portion Gift beigebracht.

Aber auf welche Weise war dies geschehen?

Dies war die Frage, welche er jetzt zu lösen suchte, denn ob Pauline schuldig oder unschuldig sei, danach fragte er jetzt nicht mehr. Er entsann sich, daß er jeden Abend nach dem Diner ein einziges Glas Liqueur getrunken, und dies hatte er aus Paulinens eigener Hand empfangen. Es hatte ihm Freude gemacht, das kleine zerbrechliche Glas aus diesen schlanken Fingern zu nehmen, und die köstliche Flüssigkeit hatte ihm dann nur um so besser geschmeckt.

Jetzt war er überzeugt, daß ihm das Gift in diesem Glase Liqueur beigebracht worden.

Bei mehr als einer Gelegenheit hatte er sich anfänglich geweigert, es zu trinken, Pauline hatte ihn aber stets auf halb kokette, halb schmeichelnde Weise bewogen, es zu thun.

Er fand sie ihn erwartend wie gewöhnlich. Ihre Toilette war wie stets vollkommen, und ihre Schönheit ward erhöht durch die Sorgfalt, womit sie stets bemüht war, seinen Augen bezaubernd zu erscheinen. Sie sagte scherzend, es sei dies ein Tribut, welchen sie ihrem Wohlthäter darbrächte.

Sie dinirten mit einander, ohne weitere Gesellschaft, als der Miß Brewer's. Diese schien

so ruhig und apathisch zu sein, wie gewöhnlich; wäre Douglas aber nicht so ausschließlich durch seine Gedanken in Anspruch genommen gewesen, so würde er bemerkt haben, daß Paulinens ehemalige Gouvernante dann und wann verstohlene, forschende Blicke auf ihn heftete.

Es ward während dieses Mahls wenig gesprochen. Douglas war zerstreut und düster. Er aß nur wenig, der fortwährende Durst aber, der ihn peinigte, nöthigte ihn, Wasser in langen, öfteren Zügen zu trinken.

Nach dem Diner brachte Miß Brewer, ihrer Gewohnheit gemäß, die Liqueurcaraffe mit den dazu gehörenden Gläsern.

Pauline füllte das rubinrothe Glas mit Curaçao und reichte es ihrem Verlobten.

„Nein, Pauline, ich will heute Abend keinen Liqueur trinken."

„Warum nicht, Douglas?"

„Ich fühle mich nicht wohl," entgegnete er, „und überdies bin ich des Curaçao ziemlich überdrüssig."

„Wie Du willst," sagte Pauline, indem sie das Glas wieder wegsetzte.

Miß Brewer hatte das Zimmer verlassen und die Liebenden waren mit einander allein. Sie saßen an dem schön decorirten Tische einander gegenüber.

„Soll ich Dir sagen, warum ich jetzt dieses

Glas nicht aus Deiner Hand annehmen wollte, Pauline," fragte Douglas Dale nach einer kurzen Pause, indem er sich zugleich erhob. „Oder willst Du mir den Schmerz ersparen, Worte zu sprechen, welche Dich mit Schmach bedecken müssen?"

„Ich verstehe Dich nicht," entgegnete Pauline, indem sie ihren Verlobten mit einem Gemisch von Bestürzung und Furcht betrachtete.

„O, Pauline!" rief Douglas, „warum willst Du noch länger einen Verrath durchführen, den ich entlarvt habe? Ich weiß Alles."

„Alles? Was denn?" keuchte Pauline.

„Dein ganzes Verbrechen — Deine ganze Verworfenheit. O, Pauline, gestehe, daß Du mir nach dem Leben getrachtet hast. Dein Verrath ist nicht gelungen, wohl aber hast Du den Frieden meines Lebens auf immer zerstört. Wenn noch ein menschliches Gefühl in Deiner Brust lebt, so gieb wenigstens durch ein Wort der Reue zu erkennen, daß Du ein Weib und kein Dämon bist."

„Er muß den Verstand verloren haben," murmelte Pauline, indem sie ihren Verlobten mit entsetzlichen Blicken betrachtete.

„Pauline, thue wenigstens nicht, als ob Du mich nicht verstündest."

„Deine Worte," entgegnete Pauline, „klingen wie die eines Wahnsinnigen. Ich bitte Dich, beruhige Dich und sprich Dich offen aus."

„Ich sollte meinen, ich hätte mich offen genug ausgesprochen.“

„Aber ich weiß nicht, was Deine Worte bedeuten sollen. Was soll ich bereuen? Welches Verbrechens beschuldigst Du mich?“

„Des schwersten und schwärzesten, welches der Mensch begehen kann — des Mordes!“

„Des Mordes?“

„Ja, des heimlichen Giftmordes.“

„Douglas!“ rief Pauline, indem sie mit einem halberstickten Schrei des Entsetzens von ihrem Stuhle emporfuhr und gleich darauf fast ohnmächtig wieder darauf zurücksank. „Ha! Warum versuche ich, ihm vernünftig zuzureden?“ murmelte sie; „er ist von Sinnen — er ist von Sinnen! Mein armer Douglas!“ fuhr sie in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend fort. „Du bist von Sinnen und wirst auch mir den Verstand rauben. Sprich nicht mit mir. Ueberlasse mich mir selbst. Du hast mich durch Deine ungeheuerlichen Anklagen erschreckt. Verlaß mich, Douglas; um der ewigen Barmherzigkeit willen, verlaß mich!“

„Ja, ich will Dich verlassen, Pauline,“ antwortete Douglas Dale in ernstem, wehmüthigem Tone. „Wir trennen uns auf immer. Du kannst Deine Schuld nicht leugnen und Du kannst mich nicht länger täuschen.“

„Thue, wie Dir beliebt,“ entgegnete sie, indem ihre leidenschaftliche Entrüstung auf einmal in

eisige Ruhe überging. „Du hast mich so schwer und auf so schmachvolle Weise beleidigt, daß wenig darauf ankommt, welche weitere Schmach oder Beleidigung Du mir zufügst. Zu meiner eigenen Rechtfertigung will ich blos sagen, daß ich des Verbrechens, von welchem Du sprichst, eben so unfähig bin, als es mir unerklärlich ist, wie eine solche unerhörte und unbegründete Anklage von Dir, Douglas Dale, erhoben werden kann — von meinem Verlobten, von dem Manne, den ich geliebt, dem ich vertraut, den ich für das Urbild der Ehre und des Edelsinns gehalten habe. Die Rasereien eines Tollhäuslers brauche ich auch nicht zu dulden. Du hast gesagt, wir müßten uns heute Abend noch trennen. Möge dem so sein. Ich mag von einer Wiederholung des Auftritts, welchen Du mir soeben bereitet, nichts wissen. Ich bedauere innig, daß Deine Großmuth mir pecuniäre Verbindlichkeiten, welchen ich vielleicht niemals nachzukommen im Stande bin, auferlegt und mich auf diese Weise in gewissem Grade meiner Unabhängigkeit beraubt hat. Aber selbst auf die Gefahr hin, für undankbar gehalten zu werden, muß ich Dir sagen, daß ich bestimmt hoffe, Dir nie wieder zu begegnen."

Keine Feder vermöchte die Qual zu schildern, welche Pauline erduldete, indem sie diese Worte in kaltem, gemessenem Tone sprach. Es lag ein

gewisser Heroismus in dieser Unterjochung eines zertretenen, liebenden Herzens.

„Ja, möge dem so sein, Pauline," antwortete Douglas mit Bewegung. „Ich habe keinen Wunsch, Dein schönes falsches Antlitz wiederzusehen. Du hast mir durch Deinen Verrath das Herz gebrochen, und meine beste Hoffnung liegt in der Möglichkeit, daß Deine Hand ihr ruchloses Werk bereits gethan habe und ich mein Vertrauen auf Deine Liebe mit meinem Leben bezahlen muß. Von Gedanken an meine Geschenke laß Dich nicht beunruhigen. Der Reichthum, welcher bestimmt war, mit Dir getheilt zu werden, ist fortan nicht im Stande, mir auch nur einen einzigen irdischen Genuß zu erkaufen. Auch von dem Gesetz, gegen welches Du Dich so schwer vergangen, brauchst Du nichts zu fürchten. Dein Geheimniß wird von mir keinem sterblichen Ohr offenbart werden, und keine nähere Erörterung soll die Einzelnheiten Deines Verbrechens an den Tag bringen."

„Du wünschest vielleicht keine nähere Erörterung anzustellen, Douglas Dale," rief Pauline mit wiedererwachender Energie; „ich aber werde dies thun, und zwar ohne Verzug. Du hast mich eines schändlichen, verrätherischen Verbrechens angeklagt — auf welchen Grund hin weiß ich nicht. Meine Pflicht ist's, zu beweisen, daß ich an dieser schwarzen That unschuldig bin, und wenn menschlicher Scharfsinn das Geheimniß ergründen kann,

so wird es ergründet werden. Du sollst zu meinen Füßen niedersinken, Douglas — ja, zu meinen Füßen, und mich um Verzeihung anflehen für das grausame Unrecht, welches Du mir angethan. Selbst dann aber wird dieser Bruch, den Du herbeigeführt, uns für immer trennen. Verzeihen werde ich Dir vielleicht, Douglas, vertrauen aber kann ich Dir nie wieder. Und nun gehe."

Sie zeigte mit gebieterischer Geberde auf die Thür. Es lag in ihrem Wesen und in ihrer Haltung eine ruhige Würde, welche ihrem Ankläger wider seinen Willen imponirte.

Er verneigte sich und verließ, ohne weiter ein Wort zu sprechen, die Frau, die so lange der Abgott seines Herzens gewesen.

Er ging bis in den Staub niedergebeugt durch einen Kummer, der zu tief saß, um sich durch Thränen Luft zu machen.

„Sie ist eine vollendete Schauspielerin," sagte er bei sich selbst, „und keckes Leugnen ist ihre Politik bis zum letzten Augenblick. Mein Traum ist aus und ich erwache zu einem leeren, freudenlosen Leben. Ein seltsames Verhängniß scheint auf Sir Oswald Eversleigh und den Erben seines Reichthums zu ruhen. Er starb, nachdem ihm die Falschheit eines Weibes das Herz gebrochen; mein Bruder Lionel schenkte seine Neigung jener feilen Modekokette Lydia Graham, welche wenige Wochen nach seinem Tode bereit war, ihre Hand einem

Andern zu schenken, und nun werde auch ich von den Händen einer ruchlosen Abenteurerin in Jammer und Elend gestürzt."

Er beschloß, London am nächstfolgenden Tage früh zu verlassen und nach dem Continent zu reisen.

Als aber der nächstfolgende Tag kam, führte Douglas Dale seine Absicht nicht aus. Er hatte keine Lust, seinen Aufenthalt zu wechseln, denn er fühlte, daß dieser Wechsel ihm doch keine Herzenserleichterung bringen würde. Mochte er gehen, wohin er wollte, so konnte er sich nicht von den bitteren Erinnerungen der letztvergangenen Monate trennen.

Er beschloß, in London zu bleiben, denn für den, welcher dem Umgang mit seinen Nebenmenschen auszuweichen wünscht, ist keine Einsiedelei so sicher als eine Wohnung im Innern des geschäftigen, selbstsüchtigen London. Er beschloß auch deshalb zu bleiben, weil er hier stets Kunde über Paulinens Schritte erhalten konnte.

Was that sie wohl nun, wo die Comödie zu Ende gespielt war und Verstellung nichts mehr nützte? Stand zu erwarten, daß sie ihre alten Gewohnheiten wieder aufnehmen, den aristokratischen Spielern des Westend ihre Salons wieder öffnen und ihre schuldbeladene Seele in dem wahnsinnigen Rausche des Spieltisches betäuben würde?

Nahm vielleicht Sir Reginald Eversleigh wie-

der seine frühere Stellung in ihrem Haushalt ein? Ward er vielleicht wieder ihr Freund und Schmeichler? Sie hatte sich gestellt, als ob sie ihn verachtete; dies war aber vielleicht blos ein Erforderniß zur Ausführung des schändlichen Verraths, dessen Opfer Douglas gewesen.

Dies waren die Fragen, welche der arme niedergebeugte junge Mann sich vorlegte, während er brütend an seinem einsamen Herde saß, nicht mehr im Stande, Freude an den nächtlichen Studien zu finden, die früher ein so großer Genuß für ihn gewesen waren.

Ach, wie innig mußte er jenes Weib geliebt haben, wenn die Erinnerung an ihr Verbrechen sein ganzes Dasein vergiftete! Wie wahnsinnig klammerte er sich immer noch an den Gedanken an sie! Wie heiß wünschte er, die Geheimnisse ihres Lebens zu durchdringen!

Zehntes Capitel.

„Dein Tag ist gekommen!“

„Was giebt's, Jane?“ fragte Lady Eversleigh etwas ungeduldig, als das Anklopfen ihrer Zofe sie in ihrem eifrigen Gespräch mit Mr. Andrew Larkspur unterbrach.

„Es wünscht Jemand, der sich nicht abweisen lassen will, Mr. Andrews zu sprechen.“

„Das ist sonderbar,“ sagte Mr. Larkspur. „Ich wüßte nicht, daß jetzt etwas auf dem Tapete wäre, weswegen man mich hier aufsuchen könnte. Indessen,“ setzte er hinzu, indem er sich erhob, „ich glaube, es wird am besten sein, wenn ich diesen Jemand spreche. Wo ist er?“

„Unten auf dem Vorplatze.“

„Gehen Sie lieber nicht!“ mischte Lady Eversleigh sich ein; „es müßte sich denn um etwas handeln, was unsere Angelegenheit, was mein Kind betrifft. Wer weiß, wer mich Ihrer Zeit und Aufmerksamkeit berauben will. Bedenken Sie,

daß ich allein ein Recht auf Ihre Dienste habe."

„Das habe ich durchaus nicht vergessen, Mylady," sagte Mr. Larkspur, „und dies ist es eben, was mich betroffen macht. Es giebt blos einen Menschen, welcher weiß, was ich jetzt vorhabe und daß ich jetzt einen falschen Namen führe. Ebenso weiß er auch, daß ich mich mit keiner andern Angelegenheit befasse, so lange ich nicht diese erledigt habe, und man würde daher mich nicht zu sprechen verlangen, wenn es sich nicht eben um diese Angelegenheit handelte."

„O, dann gehen Sie sogleich, Mr. Larkspur!" rief Lady Eversleigh. „Säumen Sie keinen Augenblick!"

Mr. Larkspur verließ das Zimmer und Lady Eversleigh erwartete mit Ungeduld und Spannung seine Rückkehr.

Nach etwa einer halben Stunde trat er wieder ein.

Es waren einige Spuren von Gemüthsbewegung auf seinem Gesichte wahrzunehmen und die Röthe seiner vogelschnabelähnlichen Nase war etwas blässer.

Dicht hinter ihm folgte ein langer, rüstiger, schöner Mann mit dem unverkennbaren Gange und Gebahren eines Seemannes.

Lady Eversleigh sah ihren geheimen Agenten überrascht an, und dieser sagte:

„Ich glaube sonst nicht an das Fatum, jetzt aber möchte ich beinahe daran glauben, Mylady, dies ist der Capitain Georg Jernam!“

* * *

Rosamunde Jernam hatte eine traurige Zeit verlebt, und alle Bemühungen ihrer Tante, welche die junge Frau ihres Neffen immer lieber gewann und sie von aller Schuld an der zwischen dem jungen Ehepaar eingetretenen seltsamen Entfremdung völlig freisprach, waren nicht im Stande, sie aufzuheitern.

Stundenlang wandelte sie an der einsamen Seeküste hin und her, überließ sich ungestört ihrem Gram und tröstete sich blos mit einem theuern Geheimniß.

Ihre äußere Erscheinung hatte sich in der letzten Zeit so verändert, daß Susanne Jernam ernstlich besorgt um sie zu werden begann. Sie hatte ihre schöne frische Farbe verloren, ihr Gesicht war schmal und hager geworden, und Jeder, der sie sah, mußte errathen, daß ein geheimer Gram an ihrem Herzen nagte.

Mrs. Jernam hatte, obschon sie eine ruhige Person war und sich in der Regel nur um ihre eigenen Angelegenheiten bekümmerte, doch auch ihre Klatschgevatterinnen, und einer von diesen vertraute sie ihre Sorge um ihre Nichte.

Diese Vertraute war eine gewisse Mrs. Miller,

eine gute, achtbare Frau, obschon in Bezug auf gesellschaftlichen Rang tiefer stehend, als Mrs. Jernam.

Sie war Wittwe und bewohnte ein kleines Haus dicht an der Bai von Allanbay; sie hielt sich keine Dienerin, und doch war ihre kleine Wohnung ein wahres Muster von Sauberkeit und Ordnung. Dabei war sie schweigsam, obschon nicht mürrisch, und es ward allgemein geglaubt, ihr Mann sei Seemann gewesen und habe viele Jahre zuvor, ehe sie ihren Wohnsitz in Allanbay genommen, auf dem Wasser seinen Tod gefunden.

Sie hatte in Allanbay keine Freunde oder Verwandte, und hätte sie im Gesellschaftsleben eine Stufe höher gestanden und der Klasse angehört, welche Einführungen bedarf, so würde sie wahrscheinlich ein Leben ununterbrochener Einsamkeit gelebt haben. So aber befreundete sich die Nachbarschaft allmälig mit ihr, und das Leben der armen Wittwe war kein unglückliches oder einsames.

Mrs. Jernam hatte von ihren Verhältnissen sehr bald Kenntniß erhalten, es hatte sich allmälig eine gewisse Freundschaft zwischen ihnen herausgebildet, und Mrs. Miller wußte Mrs. Jernam's Herablassung gebührend zu schätzen.

Eines Tages besuchte Mrs. Jernam ihre bescheidene Freundin, um ihr ein kleines Geschenk zu machen, und fand sie zu ihrer Ueberraschung

nicht allein, wie gewöhnlich, sondern im Begriff, Abschied von einem Manne zu nehmen, dessen äußere Erscheinung keineswegs eine einnehmende war und der durch Mrs. Jernam's Hinzukommen in Verlegenheit gesetzt zu werden schien.

Mrs. Jernam wollte sich sofort wieder entfernen und ein andermal wiederkommen; der Mann aber, der ihren Namen nicht hatte nennen hören, sagte mürrisch:

„Bleiben Sie nur, Madame; ich gehe. Adieu, Polly. Vergiß nicht, was Du zu thun hast, und thue es."

Mit diesen Worten entfernte er sich und war bald darauf nicht mehr zu sehen.

Mrs. Miller sah ihre Freundin ein wenig verlegen an und sagte endlich:

„Bitte, nehmen Sie Platz. Dieser Mann ist mein Bruder, der einzige Angehörige, den ich noch auf dieser Welt habe."

Dann seufzte sie und machte ein Gesicht, als ob dieser Besitz gerade kein sehr vortheilhafter oder erfreulicher wäre.

„Ist er lange dagewesen?" fragte Mrs. Jernam.

„Nein; er kam erst gestern Abend und ist nun schon wieder fort. Er kam, um mir ein Kind in die Pflege zu geben."

„Ein Kind?" wiederholte Mrs. Jernam. „Wessen Kind denn?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete Mrs. Miller; „er hat es mir selbst nicht gesagt. Es ist ein Mädchen, eine Waise, wie er sagt, und ihr Vater ist Seemann, wie Ihr Neffe, Mrs. Jernam, von welchem Sie mir erzählt haben. Ich soll die Kleine ein Jahr lang pflegen, und abwarten, und dafür dreißig Pfund bekommen. Es ist das ein schönes Geld, aber er weiß, daß ein Kind bei mir in guten Händen ist. Es ist ein liebes Wesen, diese Kleine. Sie kann noch nicht deutlich sprechen, ihr Name ist, wenn ich sie recht verstehe, Gerty."

Und nun bat Mrs. Miller ihre Freundin, mit ihr in ihr kleines Schlafzimmer zu kommen, und zeigte ihr die auf dem netten kleinen Bett im tiefen, festen Schlaf der Kindheit liegende junge Erbin von Raynham!

Die beiden Frauen hatten aber keine Ahnung davon, wen sie vor sich sahen, während sie so ihre Blicke auf dem schönen Gesicht der Kleinen ruhen ließen und dann mitleidig auf einen kleinen Haufen armseliger schwarzer Kleider hefteten, die auf einem neben dem Bett stehenden Stuhle lagen.

„Ich glaube, es ist das Kind eines von meines Bruders alten Schiffskameraden, der sich emporgearbeitet hat," sagte Mrs. Miller, „denn sie schwatzte fortwährend von einem Capitain und wollte, als ich sie zu Bett brachte, durchaus zu ihm."

Die beiden Frauen kehrten in's Wohnzimmer zurück und sprachen noch lange und angelegentlich über das Kind, über die Nothwendigkeit für Mrs. Miller, sich nun ein Dienstmädchen zu miethen, und über Rosamunde Jernam.

Letztere fand an der Mrs. Miller's Obhut anvertrauten Kleinen großes Vergnügen, und brachte jeden Tag mehrere Stunden bei ihr entweder in Mrs. Miller's Wohnung oder in ihrer eigenen zu.

Die Anmuth und Schönheit der Kleinen waren auffällig, und als sie mit dem glücklichen Leichtsinn der Kindheit sich von dem anfänglichen Gefühl der Scheu und Furcht zu erholen begann, fühlte sie sich in ihrer neuen, bescheidenen Heimath bald ganz glücklich.

Um den Wechsel in ihrem Loose zu verstehen und zu würdigen, war sie noch zu jung, und da sie gut genährt und gepflegt ward und die liebreichste Behandlung erfuhr, so fühlte sie sich vollkommen zufrieden.

Rosamunde begann bei dem Lächeln und muntern Geschwätz des Kindes ebenfalls wieder Hoffnung zu fassen. Die Zeit mußte vergehen, sagte sie sich, ihr Gatte mußte zu ihr zurückkehren, und bald gab es dann wahrscheinlich für ihre Häuslichkeit einen ebensolchen Engel, welcher Frieden und Glück zurückführte.

Susanne Jernam und Rosamunde ergingen

sich über das liebliche Kind, Gerty Smith, wie sie genannt ward, in allerhand Vermuthungen.

Nicht blos ihr Aussehen, sondern auch gewisse kleine Manieren, die sie hatte, widersprachen der Theorie, welche Mrs. Miller über ihre Abkunft aufgestellt, und Susanne und Rosamunde waren fest überzeugt, daß hier irgend ein Geheimniß obwalte.

Mrs. Miller hatte nie von ihrem Bruder gesprochen, bis derselbe auf einmal so plötzlich in Allanbay erschien, um sofort wieder zu verschwinden, und so unerfahren und harmlos Mrs. Jernam auch war, so hatte sie doch bemerkt, daß er zu der Klasse von Menschen gehörte, welchen man nichts Gutes zutraut.

Das Wahre an der Sache war, daß Mrs. Miller von ihrem Bruder weiter nichts hätte erzählen können, als daß er ein Taugenichts war. Sie hatte, seitdem er als Knabe dem väterlichen Hause entlaufen und zur See gegangen war, nur in weit auseinander liegenden Zwischenräumen von ihm gehört, und dann auch in der Regel nichts Gutes.

Selbst aber im Schwarzen Milsom, in diesem Schurken, Dieb und Mörder, war nicht jeder gute Funke erloschen. Er sorgte ein wenig für seine Schwester; er suchte sie in den Zwischenpausen seiner verbrecherischen Lebensbahn zuweilen auf; er sandte ihr kleine Geldsummen — woher die-

selben rührten, davon hatte sie natürlich keine Ahnung — wenn er einmal einen „guten Schlag“ gemacht hatte, und er hoffte, daß seine „alte Polly“ nie erfahren werde, was für ein schlechter Mensch er gewesen sei.

Mrs. Miller's Gemüthsart war einfach und arglos, und sie machte sich über das Thun und Treiben ihres Bruders nie großes Kopfzerbrechen. Sie freute sich, das Kind in ihre Pflege bekommen zu haben, und erfüllte ihre Pflicht auf das gewissenhafteste; die Wahrnehmungen aber, welche Susanne Jernam und Rosamunde in Bezug auf die vornehmere Abkunft des Kindes machten, entgingen ihr völlig.

Eines Morgens wurden Susanne Jernam und ihr Mädchen durch lautes Pochen an der Hausthür geweckt. Mrs. Jernam öffnete selbst und erblickte zu ihrer Ueberraschung Mrs. Miller, deren Miene Schrecken und Kummer ausdrückte, mit der in einen großen wollenen Shawl gehüllten kleinen Gerty auf dem Arm.

Ihre Erklärung dessen, was geschehen war und sie in so große Aufregung versetzt hatte, war anfangs ziemlich unzusammenhängend; allmälig aber erfuhr Mrs. Jernam, daß Mrs. Miller kam, um sie zu bitten, die Kleine auf einige Tage in ihre Obhut zu nehmen, weil sie selbst sofort nach Plymouth reisen müsse.

„Nach Plymouth!“ sagte Mrs. Jernam. „Was

wollen Sie denn dort? — Doch kommen Sie nur herein! Kommen Sie herein!"

Mrs. Miller setzte, sobald sie mit in Mrs. Jernam's Zimmer eingetreten war, die kleine Gerty nieder, und diese, welche in Folge des plötzlichen Aufweckens und der kühlen Morgenluft noch ganz schlaftrunken und verstört war, kletterte auf das kleine zierliche Sopha hinauf, schmiegte sich in eine Ecke desselben und saß dann regungslos da.

Nachdem Mrs. Miller's Aufregung sich in Thränen Luft gemacht, erzählte sie, was geschehen war. Es war Folgendes:

Gerade als der Tag graute, war eine einspännige Chaise, von einem Herrendiener gelenkt, an ihrer Thür vorgefahren — die Chaise stand jetzt in kurzer Entfernung von Mrs. Jernam's Hause — und der Diener hatte Mrs. Miller herausgerufen und ihr gesagt, er sei hierher geschickt, um sie mit so wenig Zeitverlust als möglich nach Plymouth zu holen. Ihr Bruder, der, nachdem er ihr das Kind übergeben, ebenfalls nach Plymouth gegangen, war auf der Straße von einem schweren Kohlenwagen überfahren und gefährlich beschädigt worden. Man hatte ihn in ein Hospital gebracht, wo er eine Zeit lang ohne Besinnung gelegen. Als er die Sprache wieder erlangte, redete er irre, und die Aerzte erklärten seinen Zustand für hoffnungslos. Jetzt sei er dem Tode nahe, aber bei vollem Bewußtsein, und

es hätte ihn ein Geistlicher, Namens Colburne, der Herr des Dieners, der dies Alles erzählte, besucht und ihn bewogen, Reue über sein vergangenes Leben zu erkennen zu geben und sich bereit zu erklären, das, was er begangen, so viel in seinen Kräften stünde, wieder gut zu machen.

Der erste Schritt in dieser Beziehung war, wie er Mr. Colburne mittheilte, seine Schwester zu sprechen. Es war keine Zeit zu verlieren; der Patient ward immer schwächer und hatte nur noch über wenige Stunden zu verfügen. Der Geistliche, der bis tief in die Nacht bei ihm gesessen, ehe es ihm gelang, ihn so weit zu bringen, eilte nach Hause und schickte seinen Diener noch vor Tagesanbruch fort nach Allanbay.

Die Zeit drängte. Mrs. Jernam versicherte, daß die Kleine mittlerweile wohl aufgehoben sei, und Mrs. Miller verließ das Haus, eilte die Straße hinunter nach der Chaise, kletterte hinein und rollte davon.

Rosamunde fand sich an diesem Tage früher als gewöhnlich bei ihrer Tante ein, und als die erste Ueberraschung und Freude, das Kind hier zu finden, vorüber waren, begannen die beiden Frauen in Bezug auf die Mittheilungen, welche Mrs. Miller von ihrem sterbenden Bruder gemacht worden waren, ihre Vermuthungen aufzustellen.

„Verlaß Dich darauf, Tante," sagte Rosamunde,

nun werden wir die Wahrheit in Bezug auf die kleine Gerty hören."

* * *

In dem großen, der leidenden Menschheit gewidmeten Gebäude lag der Schwarze Milsom, dem Tode entgegensehend.

An seinem Bett kniete seine Schwester, während der gute Geistliche, welcher Mitleid mit der Seele des Sünders hatte, auf der andern Seite saß und Beide mit ernstem, theilnehmendem Blick betrachtete.

Das Wiedersehen zwischen Bruder und Schwester war ein erschütterndes gewesen, und unaussprechlich war der Schmerz der armen Frau, als sie hören mußte, daß ihr Bruder gestanden hatte, ein Verbrecher der verworfensten Gattung zu sein.

Ruhe — fast Betäubung — war auf den verzweiflungsvollen Ausbruch ihres Schmerzes gefolgt, und der Geistliche hatte Worte des Trostes und der Hoffnung für den Sterbenden und die Lebende gesprochen.

Die Aerzte hatten den Patienten zum letzten Mal gesehen — es konnte nichts mehr für ihn gethan werden.

Es war ein furchtbares Register von Verbrechen, welches der ehrwürdige Philipp Colburne angehört und nach dem Dictat des Sterbenden mit eigener Hand niedergeschrieben hatte.

Unsere Geschichte hat es nur mit zwei Gliedern dieser langen Kette von Missethaten zu thun.

Das erste ist die Ermordung Valentin Jernam's.

Als Mrs. Miller ihren Bruder mit keuchendem Athem und matter Zunge diese Schreckensgeschichte erzählen hörte, glaubte sie selbst sterben zu müssen.

Sie kannte jenes unselige Ereigniß nur zu wohl. Wer hatte in Allanbay nicht von der Ermordung des schönen, muntern, allgemein beliebten Neffen der guten Mrs. Jernam gehört, dessen Erscheinen für den kleinen Hafenort allemal ein Freudenfest gewesen und dessen Verschwinden so schmerzliche Sensation gemacht?

Mrs. Miller hatte die Geschichte von seiner Tante selbst gehört, und Rosamunde hatte ihr erzählt, wie ihr Gatte in der Hoffnung gelebt, den Mörder seines Bruders zu entdecken und zur verdienten Züchtigung zu bringen.

Und nun war er entdeckt, dieser Mörder, dieser Dieb, dieser schuldbeladene Verbrecher, und er war ihr einziger Bruder und lag im Sterben!

Ha! Wohl war Valentin Jernam gerächt. Die Vorsehung war Georg Jernam zuvorgekommen; der menschlichen Rache bedurfte es nun nicht mehr.

Das zweite Verbrechen, womit diese Geschichte es zu thun hat, war ein weit älteres, eins der ersten in Milsom's furchtbarer Laufbahn.

Der Sterbende erzählte dem Geistlichen, daß er vor ein= oder zweiundzwanzig Jahren einmal an der Spitze einer Räuberbande gestanden, die größtentheils aus von ihren Schiffen desertirten Matrosen zusammengesetzt gewesen, und daß er mit diesen die Villa einer englischen Lady in Florenz geplündert.

Dieses Verbrechen war im Einverständniß und unter Beihülfe einer Italienerin verübt worden, welche Wärterin des Kindes der englischen Lady war.

Milsom, damals ein hübscher junger Bursche, hatte sich erboten, diese Italienerin zu heirathen, und sie hatte eingewilligt unter der Bedingung, daß sie das Kind mitnehmen dürfe. Milsom ging auf diese Bedingung ein, die Strapazen ihres neuen Lebens wurden aber für die arme bethörte Italienerin sehr bald tödtlich, und die geraubte Kleine war nun der Gnade Milsom's und eines alten Weibes, seiner Sclavin und Mitschuldigen, preisgegeben.

Von welcher Art diese Gnade war, weiß der Leser bereits, denn dieses Kind war Sir Oswald Eversleigh's künftige Gattin.

Mr. Colburne hörte diesem Theil von Milsom's Geständniß mit der größten Spannung zu.

„Wie hieß die englische Lady in Florenz, die Mutter des Kindes?“ fragte er. „Könnt Ihr mir ihren Namen nennen?“

„Verner,“ sagte der Sterbende mit heiserem Geflüster, „Lady Verner; das Kind hieß Anna.“

Er war seinem Ende sehr nahe, als er mit seiner entsetzlichen Geschichte fertig war. Während Mr. Colburne der armen, verzweifelnden, schuldbewußten Seele des Sterbenden Frieden und Trost zuzusprechen versuchte, kniete Mrs. Miller krampfhaft schluchzend am Bett.

Plötzlich dachte sie an das Kind, welches ihrer Pflege übergeben worden. War das, was ihr Bruder in dieser Beziehung zu ihr gesagt, wahr? Oder war auch dieses Kind das Opfer eines Verbrechens?

Mrs. Miller wartete mit verzweifelter Ungeduld, aber mit dem Leuten ihres Standes eigenen Respect, bis Colburne aufgehört hatte zu sprechen.

Dann hielt sie ihren Mund dicht an das Ohr des Sterbenden und sagte:

„Thomas, Thomas, um Gottes willen sage mir, wer ist das Kind, das Du mir gebracht hast? Wenn das, was Du mir darüber gesagt hast, nicht wahr ist, so widerrufe es und sage mir die Wahrheit, ehe es zu spät ist.“

Der flehende Ton der Stimme der Schwester drang zu dem schon stumpfen Ohr des Bruders. Ein leichtes Zucken, als ob er sprechen wollte, verzerrte seine bleichen Lippen. Der entstellte, von Bandagen umschnürte Kopf lag aber unbeweglich,

und der ebenfalls verbundene zerschmetterte Arm machte keine Geberde.

Erschrocken und verzweiflungsvoll sprang die Schwester auf und sah ihm bebend genau in's Gesicht. Vergebens theilten sich die weißen Lippen, die Augenlider zitterten, ein Frösteln erschütterte die breite starke Brust — dann war Alles still. Der Schwarze Milsom war todt!

Am nächstfolgenden Morgen fuhr Mr. Colburne selbst Mrs. Miller zurück nach Allanbay, nachdem er sie eine Nacht in seinem eigenen gastfreien Hause beherbergt.

An ihrem kleinen Hause verließ er sie und ging dann zu Mrs. Jernam.

Er hatte dies der tief darniedergebeugten Schwester des Verbrechers versprochen, um ihr den Schmerz zu ersparen, selbst die furchtbare Geschichte erzählen zu müssen, durch welche das über dem Schicksal Valentin Jernam's schwebende Dunkel aufgeklärt ward.

Als der Geistliche Rosamundens Haus erreichte und seine Hand nach dem blanken Thürklopfer ausstreckte, hörte er im Innern den Schall vieler und heiterer Stimmen — einen Schall, welcher bei dem Anpochen sofort verstummte.

Nach einer Weile ward die Thür durch Mrs. Jernam's zierliche Zofe geöffnet, welche, als Mr. Colburne fragte, ob er Mrs. Jernam sprechen könne und ob sie allein sei, antwortete:

„Zu Hause ist Mrs. Jernam, Sir, allein aber ist sie nicht. Vor kaum einer halben Stunde kam Capitain Georg in Begleitung ihres Vaters."

*
* *

Und somit war die Aufgabe, welche Joyce Harker sich gestellt, erledigt und Georg Jernam's langes Brüten über das Schicksal seines Bruders vorüber.

Eine feierliche Stille ruhte auf den in Allanbay glücklich wieder Vereinten, und Rosamundens Thränen fielen auf die kleine Gerty, die an ihrer Brust schlief — an der Brust, an welcher nun bald Georg's Kind schlummern sollte.

Mr. Colburne that in Bezug auf das Kind keine Fragen. Mrs. Miller hatte ihm in Bezug auf ihren Pflegling nichts gesagt, und Milsom's Tod, der unmittelbar auf ihre Frage folgte, war die Ursache, daß dieser Gegenstand unerörtert geblieben war.

Zeitig am nächstfolgenden Tage reisten Georg Jernam, Rosamunde und Capitain Duncombe nach London ab.

Sie waren nach ihrer Besprechung mit Mrs. Miller zu dem Schlusse gekommen, daß in Bezug auf die kleine Gerty ein Geheimniß obwalte und daß sie nichts Besseres thun könnten, als sich ohne Verzug mit der Polizeibehörde in Vernehmen zu setzen.

„Ueberdies," sagte Georg, „muß ich Mr. Larkspur sprechen und ihm sagen, daß er nun, nachdem der Zufall oder, wie ich glaube, die Vorsehung für uns Alles gethan, was seine Geschicklichkeit nicht zu thun vermocht, sich nicht weiter zu bemühen braucht."

* * *

„Sie sehen also, daß ich meine fünfhundert Pfund nicht bekomme, denn ich habe Capitain Jernam's Mörder nicht entdeckt," sagte Mr. Larkspur, nachdem eine lange und aufregende Auseinandersetzung Lady Eversleigh in Besitz aller vorstehend mitgetheilten Umstände gesetzt hatte. „Und nun kommt Capitain Jernam's Bruder und nimmt mir auch das Geschäft wegen Miß Gertrud aus den Händen, so daß für mich gar nichts mehr zu thun übrig bleibt."

„Ich habe kein Verdienst bei der Sache, Mr. Larkspur," bemerkte Georg. „Ich hatte natürlich keine Ahnung davon, daß die kleine Gerty, von welcher meine Rosamunde sich so ungern trennt, Miß Eversleigh war. Sie ermittelten das aus dem, was ich Ihnen erzählte."

„Als ob dies nicht jeder Narr hätte ermitteln können!" rief der geheime Agent gutgelaunt, denn er wußte, daß man seine, wenn auch theilweise erfolglos gebliebenen Bemühungen nicht unbelohnt lassen würde.

„Lieber Freund," sagte Lady Eversleigh, „wenn ich nun auch nicht mehr Ihrer Vermittelung bedarf, um mein Kind wieder zu erhalten, so bedarf ich derselben doch, um meine Mutter ausfindig zu machen. Mit dieser Aufgabe werden Sie sich sofort beschäftigen, Mr. Larkspur, während ich zu meinem Kinde eile."

„Ach, Mylady, da werden wir nicht weit zu suchen haben," entgegnete Mr. Larkspur. „Erinnern Sie sich noch der Dame, die so aristokratisch zurückgezogen in der Nähe von Richmond lebt und welcher Sir Reginald Eversleigh so viel Aufmerksamkeit erweist? Wissen Sie noch, was ich Ihnen von ihr erzählte und wie ich ermittelte, daß sie Mr. Dale's Tante ist, ohne daß er etwas davon wußte?"

„Ja, ja," sagte Lady Eversleigh athemlos, „ich entsinne mich."

„Nun, Mylady, diese Dame ist Lady Verner, Ihre Mutter!"

Lady Eversleigh ward von den Gefühlen, die mit einem Male auf sie einstürmten, fast überwältigt.

Sie, die Verachtete, die Ausgestoßene, war eine nahe Verwandte der vornehmen Familie, in welche sie geheirathet, und stand ihrem Gatten an Rang und Vermögen gleich! Sie, deren Schönheit man benutzt, um Valentin Jernam in den Tod zu locken, sie, die beinahe Augenzeugin seiner Ermordung

gewesen, sie verdankte Valentin's Bruder die Entdeckung ihrer Verwandtschaft, die Niederlage ihrer Verleumder, die Wiedererlangung des ihr in der Gesellschaft zukommenden Platzes, die Vereitelung von Reginald Eversleigh's Absichten auf Lady Verner's Vermögen und — das Größte und Beste von Allem — den Wiederbesitz ihres Kindes.

Ihre eigenen Maßnahmen hatten sie nur in größere Gefahr, in tieferen Kummer gestürzt; die Vorsehung aber hatte Großes an ihr gethan durch die Hand dieses Fremdlings, zwischen welchem und ihr ein so unheimliches Verbindungsglied bestand.

„Können Sie mir meinen Antheil an dem Schicksal Ihres Bruders jemals verzeihen, Capitain Jernam?" sagte sie. „Muß ich nicht Ihren Augen stets verhaßt sein? Wird Ihre Gattin mir erlauben, ihr für ihre Güte gegen mein Kind zu danken?"

Georg Jernam's Antwort bestand darin, daß er sich bückte und Lady Eversleigh die Hand küßte. Honoria fühlte, daß sie, anstatt einem unversöhnlichen Feind zu begegnen, einen Freund erworben hatte.

Die kleine Gesellschaft berieth sich noch lange und man kam überein, in Bezug auf Lady Verner nicht eher etwas zu thun, als bis Lady Eversleigh wieder im Besitz ihres Kindes wäre.

Georg Jernam bat sie, ihm zu gestatten, wieder nach Allanbay zu reisen und die Kleine zu

holen, Honoria aber wollte davon nichts wissen. Sie bestand vielmehr darauf, daß Georg sie sofort mit seiner jungen Frau bekannt mache. Dies geschah, und Lady Eversleigh verstand das Herz der sanften, einfachen Rosamunde so zu gewinnen, daß diese selbst vorschlug, Georg und Lady Eversleigh sollten gemeinschaftlich nach Allanbay reisen.

Die Folge davon war, daß die Beiden noch am Abend desselben Tages aufbrachen, so schnell fuhren, als dies mit Postpferden möglich war, und in Allanbay anlangten, ehe noch selbst Lady Eversleigh's Ungeduld die Reise lang finden konnte.

Susanne Jernam hatte das Kind bei sich behalten, und sie war es, welche die kleine Gerty in die Arme ihrer Mutter legte. Selten in ihrem Leben hatte Lady Eversleigh sich mit so ruhigem Herzen schlafen gelegt, wie diese Nacht unter dem bescheidenen Dache der Tante Georg Jernam's.

Elftes Capitel.

Entlarvt!

Sir Reginald Eversleigh hatte seinem Freund Victor Carrington an dem Tage, wo die verhängnißvolle Unterredung und Trennung zwischen Douglas Dale und Pauline Durski stattfand, einen langen Besuch abgestattet.

Sie hatten viel mit einander gesprochen, und Reginald hatte mit Befremden die seltsame Aufregung, das beinahe fieberhafte Frohlocken bemerkt, welches in Carrington's Ton und Wesen lag.

In Bezug auf seine Pläne war er nicht mittheilsamer als gewöhnlich, wohl aber gab er seine bestimmte Hoffnung, zu triumphiren, auf eine Weise zu erkennen, wie Reginald Eversleigh dies noch nie von ihm gehört hatte.

„Sie scheinen sehr sanguinisch zu sein, Victor,“ sagte Sir Reginald. „Ich will keine directe Frage stellen, glauben Sie aber wirklich, daß Alles gut gehe?“

„Es ist Alles im besten Zuge, mon ami. Und Sie machen bei Ihrer alten Lady in Richmond wohl auch gute Fortschritte?"

„O ja, ich verdiene es aber auch, denn es ist eine langweilige Aufgabe, die ich mir da gestellt, besonders wenn die alte Frau in ihrer ergebungsvollen Weise von dem Kinde, welches ihr vor einigen Jahrzehnten geraubt ward, und von der Hoffnung spricht, es in einer besseren Welt wiederzufinden. Wo Geld zu verdienen ist, kann man sich aber schon ein wenig langweilen. Es soll mir ein großer Genuß sein, endlich einmal wieder eine anständige Summe wirkliches Geld — Banknoten und Gold — zu besitzen, denn jetzt muß ich mich in dieser Beziehung elend behelfen. Wie froh werden wir sein, wenn Alles gewonnen ist — Ihr Spiel und das meinige," fuhr der Baronet fort. „Meine Pläne sind sehr einfach. Ich werde blos meine dermalige armselige Wohnung am Strand mit einer andern und besseren in Piccadilly, natürlich mit Aussicht auf den Park, vertauschen. Ich werde wieder meine frühere Stellung unter meinen alten Bekannten einnehmen und das Leben nach meiner Weise genießen. Bin ich einmal im Besitz eines schönen Vermögens, so wird es mir nicht schwer werden, eine reiche Frau zu bekommen. Und Sie, Victor, wozu gedenken Sie Ihren Reichthum zu verwenden?"

„Zur Wiederherstellung meines Namens," ent-

gegnete Carrington. „Mit diesen Worten ist der einzige Zweck meines Lebens ausgedrückt. Ich bin bis jetzt ein Ausgestoßener, ein Abenteurer ohne Freunde und Vermögen gewesen. Ich bin aber der letzte Sprößling eines edeln Hauses, und diesem Hause wieder einen Theil seines lange verlorenen Glanzes zu verleihen, ist der Traum meines Mannesalters. Es ist nicht meine Art, von dem, was mir zunächst am Herzen liegt, viel zu sprechen, aber Sie müssen selbst errathen haben, daß der Polarstern, der mich durch einen so grauenhaften Morast von Schuld und Verbrechen geleitet, ein glänzender, hellleuchtender sein muß. Das Ende ist nun da, und ich kann mich frei aussprechen. Mein Name ist nicht Carrington. Ich bin der Vicomte Champfontaine von Champfontaine im Departement Charente, und mein Name war einst der größte und angesehenste im Westen Frankreichs. Die Revolution raubte uns aber Grundbesitz und Vermögen, und von dem prachtvollen Schlosse, welches einst stolz über die Wälder von Champfontaine emporragte, stehen jetzt nur noch vier halbverfallene steinerne Thürme. Die Quelle im Felde sprudelt noch eben so durchsichtig als in jenen Tagen, wo der gallische Krieger an ihrem Rande sein Zelt aufschlug und ihr den Namen Champfontaine beilegte. Diesen Namen wieder herzustellen, dieses Schloß wieder auf-

zubauen — das ist der Traum, welchem ich mich hingegeben."

Reginald betrachtete ihn mit verwunderten Blicken. Diese Begeisterung für den alten Namen war ihm unbegreiflich. Auch er trug einen seit Jahrhunderten geehrten Namen, und er hatte denselben ohne Scheu entwürdigt. Er hatte das Leben mit den besten Geschenken des Glücks in der Hand begonnen und Alles verschwendet und vergeudet.

„Wie ich höre, ist Ihr Cousin Douglas Dale sehr krank," hob Carrington in einem plötzlich veränderten Tone, welcher Reginald durch und durch ging, wieder an. „Ich würde Ihnen empfehlen, ihn zu besuchen. Sie brauchen ihn ja nicht zu sprechen, ja, es wird sogar gut sein, wenn Sie dies vermeiden. Gehen Sie aber hin und erkundigen Sie sich. Ich möchte selbst gern wissen, ob ihm wirklich etwas fehlt."

Sir Reginald Eversleigh sah Carrington mit halb zweifelhaftem, halb entsetztem Blick an — mit dem Blick, welchen Faust auf Mephistopheles wirft, wenn Gretchen's Bruder, von der unsichtbaren Klinge des Dämons getroffen, todt niedersinkt.

„Ich will Ihnen etwas sagen, Victor," sagte er nach einer Pause, „wenn sich unsere Vermögensumstände nicht bald ändern, so muß ich mir eines schönen Morgens eine Kugel durch den Kopf jagen.

Es steht mit mir schon seit langer Zeit verzweifelt schlecht, und Ihre so fein ausgesonnenen Pläne und Intriguen haben mich noch um keinen halben Penny reicher gemacht. Ich fange an zu glauben, daß Sie trotz aller Ihrer Gewandtheit und Klugheit doch nur ein Stümper sind."

„Ja," antwortete Victor zähneknirschend, „wenn der Erfolg sich nicht bald einstellt, so werde ich selbst anfangen, dies zu denken. Wir haben unterirdisch gearbeitet, und das Werk ist ein langsames und ermüdendes gewesen, das Ende kann aber nicht mehr fern sein,'' setzte er mit einem schweren Seufzer hinzu. „Gehen Sie jetzt und erkundigen Sie sich nach dem Befinden Ihres Cousins."

Als Sir Reginald sich entfernt hatte, saß Victor Carrington eine lange Weile in dumpfes Hinbrüten versunken da. Plötzlich jedoch rüttelte er sich auf und überlegte, was er diesen Tag zu thun habe.

Miß Brewer hatte er noch am vorigen Tage gesprochen und von ihr erfahren, wie sehr und mit welchem guten Grunde Pauline um die Gesundheit ihres Verlobten besorgt war.

Victor Carrington kam zu dem Entschlusse, daß dieser Tag der letzte des Wartens — der Ungewißheit sein solle. Er nahm aus dem Schranke, in welchem er alle tödtlichen Präparate verwahrte, ein Fläschchen, steckte es in seine Brusttasche und begab sich in's Zimmer seiner Mutter.

Diese saß wie gewöhnlich an ihrem Stick-

rahmen. Sie zählte einige Stiche, ehe sie den Kopf emporrichtete, um ihren Sohn anzusehen. Als sie dies that, veränderte sich ihre Miene und sie sagte:

„Victor, Du bist krank. Man sieht es Dir an. Was fehlt Dir?“

„Nichts, Mutter,“ entgegnete Victor, „nichts, was nicht durch ein wenig frische Luft und Bewegung gehoben werden könnte. Ich war ein wenig allzu aufgeregt — weiter ist es nichts. Ich dachte an unser Stammschloß, welches gegenwärtig für eine Bagatelle angekauft und mit Hülfe von ein paar Tausend Pfund bis zu einem gewissen Grade seinem alten Glanze zurückgegeben werden könnte. Einer unserer Vorfahren empfing Franz den Ersten und Margarethe in diesem Schlosse, welches zur Zeit der Schreckensregierung niedergebrannt ward. Mutter, ich will Dir heute ein Geheimniß sagen. So weit ich zurückdenken kann, ist der Wunsch meines Lebens der gewesen, unsern Stammsitz und unsern Namen wieder herzustellen, und diesen Wunsch hoffe ich nun bald, sehr bald in Erfüllung gehen zu sehen.“

„Victor, das sind die Reden eines Irren!“ rief die Wittwe, durch die ungewohnte Heftigkeit ihres Sohnes erschreckt.

„Nein, Mutter, es sind die Worte eines Mannes, welcher fühlt, daß er am Rande eines großen Erfolges oder — einer ungeheuern Niederlage steht.“

„Ich begreife aber nicht —"

„Du brauchst weiter nichts zu wissen, als daß ich ein kühnes Spiel gespielt habe und daß ich hoffe, es gewonnen zu haben."

„Ist dieses Spiel ein ehrliches, Victor?"

„Ein ehrliches? O ja," antwortete der Arzt mit ominösem Gelächter. „Warum sollte es kein ehrliches sein? Lehrt die Welt den Menschen nicht, ehrlich zu sein? Sieh doch, wie nobel sie die Ehrlichkeit belohnt!"

Er zog, indem er dies sagte, einen zerknitterten Brief aus der Tasche und warf ihn über den Tisch hinüber seiner Mutter zu.

„Da lies, Mutter," sagte er. „Dies ist mein Lohn für zehnjährige redliche Arbeit in einem mühsamen Beruf. Capitain Halkard, der Unternehmer einer Nordpolexpedition zu wissenschaftlichem Zwecke, fordert mich auf, dieselbe als Schiffsarzt mitzumachen. Er hat von meinem Talente, meinen ausgezeichneten Kenntnissen — es sind dies seine eigenen Worte — gehört und bietet mir den Posten eines Schiffsarztes mit fünfzig Pfund Honorar. Die Reise soll sechs Monate dauern, wahrscheinlich dauert sie aber ein Jahr, ja am allerwahrscheinlichsten dauert sie ewig, denn es steht stark zu vermuthen, daß kein Mann je wieder davon zurückkehrt. Und für unbeschreibliche Anstrengungen und Entbehrungen, für das Wagniß meines Leibes und Lebens, für meine aus-

gezeichneten Talente und Kenntnisse bietet er mir fünfzig Pfund. Das, Mutter, ist der Preis, mit welchem auf dem großen Markt des Lebens die Ehrlichkeit bezahlt wird."

„Aber es könnte zu etwas führen, Victor," murmelte die Mutter, erfreut durch das ihrem Sohne gespendete Lob, indem sie den Brief weglegte.

„O ja, es könnte zu einigen Worten der Empfehlung in einem wissenschaftlichen Journal führen, möglicherweise zur Aufnahme in die königliche geologische Gesellschaft, oder sehr wahrscheinlich zu einem Grab unter dem Eise, wo ein Eisbär die Stelle des Todtengräbers vertritt."

„Dann willst Du dieses Anerbieten also nicht annehmen?"

„Nein, es müßte denn mein großer Plan im letzten Augenblick noch fehlschlagen — aber das kann er nicht! das kann er nicht!" wiederholte Victor Carrington mit der Miene eines Menschen, der eine für seine Phantasie zu entsetzliche Möglichkeit von sich abzuwehren sucht.

* * *

Es war an diesem Abend sehr spät, ehe Pauline Durski, erschöpft von der Gemüthserschütterung, die sie erfahren, bewogen werden konnte, sich zur Ruhe niederzulegen.

Nachdem Douglas Dale sie verlassen, wich alle

Festigkeit von ihr und ihr Stolz war nicht mehr im Stande, sie aufrecht zu halten.

Unaussprechliche Verzweiflung bemächtigte sich ihrer. Mit ihm ging ihre letzte Hoffnung — ihre einzige Aussicht auf Glück verloren. Sie warf sich, mit dem Gesicht abwärts, auf das Sopha und überließ sich dem qualvollsten Schmerz.

So fand Miß Brewer sie und befragte sie über die Ursache ihres Kummers.

Pauline antwortete jedoch unter krampfhaftem Schluchzen weiter nichts als:

„Ein ander Mal! ein ander Mal! — Jetzt fragen Sie mich nicht."

Miß Brewer blieb daher nichts übrig, als zu schweigen, doch gelang es ihr später, die Verzweifelnde so weit zu überreden, daß sie sich zu Bett legte.

Dann wünschte sie ihr gute Nacht, ehe sie aber die Thür erreichte, hörte sie, wie Pauline auf's Neue anfing zu schluchzen, und sah, daß sie sich das Gesicht mit den Händen bedeckte und es in den Pfühl begrub.

* * *

Spät am nächstfolgenden Morgen trat Miß Brewer wieder in das Schlafzimmer ihrer Gönnerin und näherte sich, nachdem sie die Jalousien geöffnet, dem Bett mit geräuschlosem Tritt. Die Betten und Decken waren glatt, und noch nie hatte

Miß Brewer ihre ehemalige Schülerin in so vollständig ruhiger Haltung daliegen gesehen.

„Die Arme! Sie scheint wenigstens eine gute Nacht gehabt zu haben,“ dachte die Gesellschafterin.

Dann neigte sie sich über die unbewegliche Gestalt, und das bleiche Antlitz berührte sanft die weiße ausgestreckte Hand.

Ja — es war in der That vollkommene Ruhe, aber die Ruhe des Todes. Das Fläschchen, aus welchem Pauline gewöhnlich ihre tägliche Quantität Opium zu sich nahm, lag vollständig geleert neben dem Bett.

Ob die Unglückliche in ihrer Verzweiflung das Verbrechen des Selbstmordes begangen hatte, wer kann das sagen? Möglich, daß sie in der stumpfen Apathie ihres Schmerzes, ohne es zu wissen oder zu wollen, eine allzu starke Dosis des gefährlichen Präparats genommen hatte.

Sie war todt. Das Leben war für sie eine einzige lange Demüthigung, ein einziger langer Kampf gewesen. Und zuletzt, als sie den Becher des Glücks schon an die Lippen zu setzen wähnte, ward ihr derselbe von einer grausamen Hand entrissen.

* * *

Als Miß Brewer sich von ihrem Schrecken und Entsetzen einigermaßen wieder erholt hatte, schickte sie nach Douglas Dale.

Die Kunde von dem furchtbaren Ereigniß hatte sich durch die erschrockenen Dienstleute mittlerweile schon außer dem Hause verbreitet, und es dauerte nicht lange, so fanden sich zwei Aerzte und ein Polizeiofficiant ein.

Ein Bote war bald beschafft und fuhr in einem Miethwagen rasch nach Douglas Dale's Wohnung. Als er dieselbe erreichte, traf er auf dem Vorplatz zwei Damen.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte er, indem er sie auf die Seite drängte; „ich muß Mr. Dale sofort sprechen und bitte Sie dringend, ihn nicht aufzuhalten."

Die Damen traten, neugierige und verwunderte Blicke wechselnd, auf die Seite.

Nach wenigen Minuten kam Mr. Douglas Dale in Begleitung des Boten wieder heraus. Er ging an den beiden Damen vorüber, ohne, wie es schien, ihre Gegenwart auch nur zu bemerken, und sein Gesicht hatte den entsetzlichsten Ausdruck, den die Züge eines Sterblichen haben können.

Die beiden Damen sahen ihm stumm und regungslos nach, und erst als Jarvis sie zweimal nach ihrem Namen und Anliegen gefragt, antwortete die ältere, sie würden wiederkommen.

Zugleich händigte sie ihm Karten ein, auf welchen die Namen „Lady Verner" und „Lady Eversleigh" zu lesen standen.

* * *

Zu einer frühen Stunde des Nachmittags erschien Victor Carrington in Hilton-House. Er hatte berechnet, daß sein Werk nothwendig der Vollendung nahe sein müsse, und kam jetzt in der Erwartung, von Douglas Dale's tödtlicher Krankheit zu hören.

Der Schlag, der seiner harrte, war ein Todesstreich.

Miß Brewer hatte Douglas Dale Alles erzählt — die Lügen und Kunstgriffe, durch welche der angebliche Carton sich fortwährend Zutritt in dieses Haus zu verschaffen gewußt hatte.

In einem Augenblick und ohne daß der wirkliche Name des Verräthers genannt ward, erhellte das Licht des Himmels das schwarze Geheimniß; das Räthsel war gelöst und das so zärtlich geliebte, so grausam beleidigte Weib gerechtfertigt.

Aber zu spät — zu spät!

Dies war der qualvolle Gedanke, welcher Douglas Dale's Herz zerriß.

„Ich habe ihr das Herz gebrochen!" rief er. „Ich habe das treuliebende Herz gebrochen!"

Victor Carrington's Erscheinen war das Signal zu einem Wuthausbruch, der selbst dieses eiserne Gemüth erschütterte.

„Ha, Schurke! Verräther! Teufel!" rief Douglas Dale, indem er den Verbrecher an der Kehle packte. „Du hast mich morden wollen — Du hast sie morden wollen! Das erste Verbrechen

hätte ich Dir verzeihen können, das zweite aber sollst Du büßen, und ich werde es als eine noch armselige Rache betrachten, wenn ich das Freudengeheul des Pöbels unter Deinem Galgen höre!"

Zum Glück für Carrington hatte die Wirkung des Gifts sein Opfer in einen Zustand äußerster Schwäche versetzt. Die krampfhaft packende Faust erlahmte, die heisere Stimme erstarb in einem Geflüster und Douglas Dale sank hülflos und ohnmächtig nieder wie ein Weib.

„Was soll das heißen?" fragte Victor. „Ist dieser Mensch von Sinnen?"

„Wir sind alle von Sinnen gewesen!" entgegnete Miß Brewer leidenschaftlich; „wir, die blinden, bethörten Opfer Ihrer teuflischen Verruchtheit. Pauline Durski ist todt."

„Todt!"

„Ja. Gestern fand ein Zwist zwischen diesen Beiden statt und er verließ sie. Diesen Morgen fand ich sie todt. Ich habe ihm Alles gesagt — die Rolle, die ich auf Ihr Geheiß gespielt, und so wahr Gott über uns lebt, ich werde es vor Gericht nochmals sagen."

„Sagen Sie es, wo und wann Sie wollen," sagte Victor mit furchtbarer Ruhe. „Ich werde nicht dabei sein, um es zu hören."

Mit diesen Worten ging er zum Hause hinaus. Douglas Dale war noch nicht wieder zur Be-

sinnung gekommen, und Niemand hinderte Carrington, sich zu entfernen.

Eine Zeit lang ging er, ohne zu wissen wohin, nicht im Stande, die Ereignisse, die soeben geschehen, sich richtig zu vergegenwärtigen.

Endlich aber tauchten undeutlich nebelhaft grimmige Gestalten aus dem Chaos seines Hirns auf.

Jedenfalls fand eine gerichtliche Untersuchung statt. Douglas Dale ließ sich gewiß nicht um seine Rache betrügen, wenn das Gesetz ihm dazu verhelfen konnte.

Was war sein Verbrechen, wenn es ihm bewiesen werden konnte?

Ein Mordversuch — ein gemeiner, empörender Mordversuch.

Welche Hoffnung hatte er auf Gnade — er, der selbst ohne Erbarmen, auch von seinen Mitmenschen keine solche Schwäche erwartete?

Dennoch weilten in dieser verhängnißvollen Stunde vollständigen Unterliegens seine Gedanken nicht bei den Gefahren der Zukunft. Der qualvollste Schmerz war ihm durch die Vereitelung seiner Hoffnungen, seiner ehrgeizigen Wünsche bereitet.

Er hatte sich für unüberwindlich gehalten; er hatte durch geistige Ueberlegenheit und gewissenlose Grausamkeit seine Mitmenschen zu beherrschen geglaubt.

Und was war er?

Ein verunglückter Intrigant, dessen Züge auf dem großen Schachbret eben so viele Mißgriffe gewesen waren und ihn Schritt um Schritt seinem unwiderruflichen Verhängniß entgegengeführt und matt gesetzt hatten.

Die verfallenen Thürme von Champfontaine stiegen wie in einer Vision schwarz gegen den blutrothen Himmel empor.

„Ich verstehe nun jene wahnsinnigen Teufel von 1793 — ich verstehe die Arbeit der Guillotine — die Noyaden — die Brände — die Orgien bluttrunkener Mörder. Diese Menschen hatten Pläne entworfen, wie ich — sie arbeiteten, wie ich gearbeitet habe, sie warteten, wie ich gewartet — um zu unterliegen, wie ich!"

Er war weit vom Westend hinweg und hatte sich in eine der stillsten und abgelegensten Straßen östlich von der City verloren, ehe er ruhig genug war, um die Gefahren seiner Lage zu überdenken, oder zu entscheiden, welchen Weg er nun einzuschlagen hätte.

Kurze Ueberlegung sagte ihm, daß er fliehen müsse. — Douglas Dale ließ ihm ohne Zweifel nachstellen wie einem wilden Thier. Wohin sollte er gehen? Gab es in dieser großen weiten Stadt eine Höhle, einen Versteck, worin er vor der ihm drohenden Rache sicher war?

Plötzlich besann er sich auf Capitain Hal=

kard's Brief. Er zog das zerrissene, zerknitterte Blatt aus der Tasche und las einige Zeilen. Ja, es war, wie er gedacht hatte. Um fünf Uhr am nächstfolgenden Morgen sollte der „Pandion" von Gravesend abgehen.

„Ich will zu den Eisgräbern und den Bären gehen!" rief er. „Dort möge man meine Spur verfolgen."

Stets energisch — selbst in dieser Stunde der Verzweiflung — lenkte er seine Schritte nach dem Seemannsviertel, und verwendete seine letzten wenigen Pfund auf den Ankauf einer nothdürftigen Ausrüstung.

Nachdem er dies gethan, speiste er frugal in einer stillen Taverne und fuhr dann mit dem Dampfschiff nach Gravesend.

Er schlief an Bord des „Pandion". Der ihm angebotene Posten war durch niemand Anderes besetzt worden. Es war kein sehr verlockender, und die ganze Expedition war keine verlockende. Die Männer, welche sie organisirt hatten, waren Enthusiasten, mit dem Fieberdurst des Entdeckers behaftet, der von den Tagen der Cabots an bis zu denen Franklin's so viele Märtyrer gemacht hat.

Am grauen trüben Morgen stach der „Pandion" in See, die weißen Segel glänzten gespenstisch durch den Nebel, der auf dem Wasser lag, und so entschwand Victor Carrington für immer

den Augen aller Menschen, mit Ausnahme derer, die mit ihm gingen.

Das Schicksal dieser Expedition ward niemals bekannt. Unter welchem Eisberg der „Pandion" sein Grab fand, weiß Niemand. Wackere und edle Herzen gingen mit ihm unter, und mit diesen guten Menschen zu sterben, war ein zu ehrenvolles Loos für einen Verworfenen, wie Victor Carrington.

Zwölftes Capitel.

Wie die Saat, so die Ernte.

Nur wenig bleibt noch zu erzählen in dieser Geschichte von Verbrechen und Vergeltung, von Duldung und Lohn.

Miß Brewer erzählte ihre furchtbare Geschichte, so weit sie dieselbe kannte, vollkommen wahrheitsgetreu, und ihre Aussage stellte es, in Verbindung mit der des Apothekers, welcher Pauline von Zeit zu Zeit mit dem verhängnißvollen Mittel zur Linderung aller ihrer Schmerzen und Kümmernisse versehen hatte, außer Zweifel, daß die Unglückliche, die jetzt still in dem dunkel gemachten Zimmer von Hilton-House lag, an einer allzu reichlichen Dosis Opium gestorben war.

Diesem Leichenschaugericht konnte Douglas Dale nicht beiwohnen. Ein böses Fieber warf ihn auf's Krankenlager. Das Schicksal der Frau, die er so geliebt, die er in einen so ungerechten Verdacht gehabt, kostete ihm beinahe das Leben, und

als er hinreichend wieder genesen war, verließ er England, um erst in drei Jahren wiederzukehren.

Vor seiner Abreise sprach er Lady Eversleigh und deren Mutter, und knüpfte mit ihnen ein Freundschaftsband, welches eben so eng war als das der Verwandtschaft.

Für Miß Brewer sorgte er freigebig; ihre Erlösung von Armuth brachte ihr aber kein Glück; ihr Herz war gebrochen für immer.

Victor Carrington's Mutter zog sich in ein Kloster zurück, und war hier wahrscheinlich so glücklich, wie sie es stets gewesen. Nur wenig hatte sie den Sohn geliebt, dessen einzige Tugend die gewesen war, sie viel geliebt zu haben.

Capitain Copplestone's Entzücken, als er die kleine Gertrud wieder in seine Arme schloß, kannte keine Grenzen. Er ward fast eifersüchtig auf Rosamunde Jernam, als er fand, in welchem Grade sich diese des Herzens ihres kleinen Pfleglings zu bemächtigen gewußt hatte. Seine Eifersucht mischte sich aber mit Dankbarkeit, und er ward eben so wie Lady Eversleigh der treue Freund der guten, weichherzigen Frau, welche die Erbin von Raynham in der Stunde der Verlassenheit beschützt und gepflegt hatte.

Man darf nicht glauben, daß die Welt lange in Unkenntniß dieser romantischen Episode in der prosaischen Geschichte des Alltagsleben blieb.

Artikel fanden ihren Weg in die Zeitungen,

Niemand wußte wie, und die Gesellschaft wunderte sich über das Glück, welches Sir Oswald's Wittwe beschieden war.

„Der Reichthum dieser Frau muß unermeßlich sein," riefen aristokratische Wittwen, die in grausamer Armuth schmachteten. „Ihr Gatte hinterließ ihr ein prachtvolles Grundeigenthum und ein kolossales Baarvermögen, und nun fällt ihr auf einmal noch eine Mutter aus den Wolken — eine Mutter, die, wie man erzählt, fast eben so reich ist, als sie selbst.

* * *

Unter Denen, welche Lady Everleigh's Glück beneideten, war Niemand, dessen Neid so bitter gewesen wäre, als der des in seinen Hoffnungen so grausam getäuschten Sir Reginald.

Diese Frau hatte zwischen ihm und Reichthum gestanden, und es wäre ein Triumph für ihn gewesen, wenn er sie als Bettlerin und Ausgestoßene im Staube hätte kriechen sehen.

Statt dessen aber hörte er von ihrer Erhöhung, und er fühlte gegen sie einen Haß, der in seiner zwecklosen Wuth fast kindisch zu nennen war.

Bald jedoch fand er, daß das Leben ohne seinen schlimmen Rathgeber fast unerträglich war. Victor Carrington's unerschütterliches Vertrauen auf endlichen Erfolg hatte den vermögenslosen Müssig-

gänger in den trübsten Tagen des Mißgeschicks immer noch aufrecht erhalten.

Jetzt dagegen stand er ganz allein, und hörte keine Stimme, welche künftigen Triumph versprach. Er wußte, daß das Spiel des Lebens bis auf die letzte Karte ausgespielt war, und daß er verloren hatte.

Sein schwacher Charakter war nicht im Stande, die Last der Armuth und Verzweiflung zu ertragen.

Er wagte nicht, sich in einem der Clubs zu zeigen, welchen er früher als hervorragendes Mitglied angehört hatte, denn er wußte, daß die Stimme der Gesellschaft gegen ihn war.

So ohne Hoffnung, ohne Freunde und von seines Gleichen verlassen, nahm er seine Zuflucht zu der gemeinsten Form des Trostes. Er mied ein Land, in welchem sein Name anstößig geworden, und nahm seinen Wohnsitz in Paris, wo er in einem der engsten Gäßchen in der Nähe des Luxembourg eine erbärmliche Wohnung fand.

Hier erlaubten seine Mittel ihm, Cognac zu kaufen, denn dieser war damals in Frankreich viel billiger, als er jetzt ist. Hier konnte er seinen wachsenden Hang zu starkem Getränk befriedigen und seine Kümmernisse und Sorgen ersäufen oder doch betäuben.

Einige Jahre lang bewohnte er dasselbe schmutzige Dachzimmer, zu welchem er den

Schlüssel stets in der Tasche trug, und ging die alten knarrenden Treppen hinauf und herunter, ohne daß Jemand auf ihn achtete. Wenige, die ihn früher gekannt, würden den einst so eleganten jungen Mann in diesem letzten Stadium seiner Existenz wiedererkannt haben.

Jeden Tag, wo die Sonne schien, knöpfte er seinen schmierigen, fadenscheinigen Ueberrock über der Brust zusammen und schlich nach dem Luxembourg-Garten, wo er, in den Augen der Kinderwärterinnen und Grisetten ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheues und für die muthwilligen Studenten dieses Quartiers eine Zielscheibe boshafter Witze, in den sonnigsten Alleen umherschlurfte.

Während des kurzen alltäglichen Zwischenraums, wo er nüchtern war, pflegte er über die Vergangenheit nachzudenken. Er wußte, daß er jetzt ein Elender, ein Auswürfling war, und er mußte sich sagen, daß, wenn er nur selbst gewollt hätte, sein Lebenslauf sich ganz anders hätte gestalten können.

In diesen Stunden durchfurchten langsam rinnende Thränen seine Wangen — Thränen der Reue, welche zu spät kamen für die Erde, vielleicht aber nicht zu spät für den Himmel, wo es selbst für den letzten und ärgsten Sünder noch Gnade giebt.

So ging sein Leben dahin, ununterbrochen

durch einen einzigen erheiternden Zwischenfall, einen freundschaftlichen Besuch, oder irgend etwas, was gezeigt hätte, daß zwischen diesem einsamen Unglücklichen und der übrigen Menschheit noch irgend ein Verbindungsglied bestand.

Eines Tages vermißte der Portier, der in einer Spelunke am Fuße der Treppe des kleinen Logirhauses hauste, plötzlich die wohlbekannte Gestalt, welche seit sechs Jahren jeden Tag an seiner Kaninchenhöhle vorbeigekommen war.

„Was ist denn aus dem alten Saufaus geworden, der oben unter dem Dache wohnt?“ rief der Portier, zu dem Weibe seines Herzens gewendet. „Ich habe ihn weder heute, noch gestern, noch seit vielen Tagen gesehen. Er muß krank sein. Sobald ich Zeit habe, will ich hinaufgehen und sehen, wie es steht.“

Nach Einbruch der Dunkelheit fand der Portier endlich Muße und stieg dann träg mit einem brennenden Licht in der Hand die steile alte Treppe hinauf, um nach dem unsichtbar gewordenen Miethsmann zu sehen. Er hätte ohne Schaden für Sir Reginald Eversleigh noch länger warten können.

Der Baronet war schon seit vielen Tagen todt — durch den Dampf seines kleinen Kohlenofens erstickt. Ein kleines Lukenfenster im Dache, welches er zur Ventilation seines Zimmers zu öffnen gepflegt, war vom Winde zugeworfen worden, und

der Baronet, ohne es zu wissen, aus dem Zustande des Schlafes in den des Todes hinübergegangen.

Er war gestorben und Niemand hatte etwas von seinem Tod gewußt. Die übrigen Bewohner des Hauses kannten weder seinen Namen noch sein Vaterland. Sein Begräbniß war das eines unbekannten Proletariers, und die Gebeine des letzten männlichen Sprößlings des Hauses Eversleigh mischten sich mit denen der Pariser Armenhäuslinge auf dem Kirchhofe Père la Chaise.

Während Sir Reginald Eversleigh den elenden Rest seiner Existenz in einem dumpfigen Gäßchen von Paris hinschleppte, gab es vollkommenen Frieden und ruhiges Glück für die Frau, gegen deren guten Namen er und Victor Carrington sich so niedriger Weise verschworen hatten.

Ja, Anna hatte Frieden; von Freunden umgeben sah sie, wie die knospende Lieblichkeit ihrer Tochter sich mit jedem Tage zu schönerer Blüthe entwickelte.

Wenn Lady Eversleigh mit ihrer Mutter zur Seite und Gertrud an der Hand die Terrasse eines italienischen Gartens auf und ab wandelte, wenn sie auf die umfangreichen Fluren hinausschaute, die sie als Herrin anerkannten — dann schien es, als hätte das Glück seine schönsten Gaben in den Schooß der ehemaligen armen wandernden Straßensängerin geschüttet.

Wunderbar in der That waren die Uebergänge,

welche ihr beschieden gewesen; selbst jetzt aber, wo der Horizont so hell und schön vor ihr zu liegen schien, ragten aus der Vergangenheit dunkle Schatten herüber, welche den Glanz der Gegenwart einigermaßen verdunkelten und leuchtende Sterne der Zukunft trübten.

Sie konnte nicht jene Schreckensnacht in dem Hause jenseits Ratcliff-Highway vergessen; sie konnte nicht aufhören, den Verlust des edeln Freundes zu beklagen, der sie in der Stunde der Verzweiflung ihrer Noth entrissen hatte.

Die Welt wunderte sich über den langen Wittwenstand der Herrin von Raynham. Man war überrascht, zu finden, daß eine Frau in der goldenen Blüthe der Weiblichkeit und Schönheit dem Andenken eines Mannes, der alt genug gewesen, um ihr Vater zu sein, treu bleiben konnte. Nach und nach jedoch lernte man diese Thatsache als etwas Selbstverständliches betrachten, und Lady Eversleigh war nicht mehr Gegenstand von Hoffnungen und Speculationen.

Ihre beständige Dankbarkeit und Freundschaft für die Jernams erlitt im Laufe der Zeit keine Verminderung. Der Unterschied in ihrer socialen Stellung machte für sie keinen Unterschied, und man sah in Raynham keine häufigeren oder willkommeneren Gäste, als Capitain Duncombe, seine Tochter, seinen Schwiegersohn und den braven Joyce Harker.

Lady Eversleigh hegte ganz besondere Achtung vor dem Manne, der ein so treues Herz besaß, und sie pflegte sich oft mit ihm zu unterhalten; niemals aber erwähnte sie die Ereignisse jenes furchtbaren Abends, an welchem er sie in Wapping gesehen. Dieses Thema ward stillschweigend von Beiden gemieden. Die Erinnerung an die Vorgänge jener Zeit war eine zu peinliche und zu schmerzliche.

Und somit endet unsere Erzählung. Wir hören an ihrem Schlusse nicht den Klang fröhlich läutender Hochzeitsglocken. Ist es nicht das Loos der Unschuldigen, in diesem Leben für die Sünden der Gottlosen zu leiden? Lady Eversleigh's Wittwenstand, Douglas Dale's einsames Leben sind das Werk Victor Carrington's — ein Werk, welches sich auf Erden nicht wieder gutmachen läßt. Wenn ihm auch alles Andere mißlungen ist, so ist es ihm doch gelungen, dieses zwiefache Lebensglück zu vernichten.

Aber beiden seinen Opfern bringt die Zeit Frieden — eine sanft frohe Stimmung, die nicht ohne ihren Reiz ist. Die sich immer schöner entfaltende Anmuth eines Kindes beglückt ein Mutterherz und drängt in diesem die schwarzen Schatten der Vergangenheit immer weiter zurück. In Douglas Dale's Herzen aber bleibt ein leerer Raum, der auf Erden niemals ausgefüllt werden kann.

„Wird der Ewige und Allsehende ihr ihr ver=

fehltes, unnütz hingebrachtes Leben verzeihen und werde ich ihr unter den seligen Geistern des Himmels begegnen?" fragt er sich zuweilen, und dann gedenkt er der geheiligten Worte unaussprechlichen Trostes: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken."

War Pauline nicht „mühselig und beladen" gewesen, niedergebeugt von der Last einer falschen Anklage, freundlos und hoffnungslos schon von ihrer Wiege an!

Er dachte an die schrankenlose Gnade des Allerbarmers, und er wagte dem Tag entgegenzuhoffen, wo er sie, die er geliebt, im Jenseits wiedersehen würde.

Ende.



Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Inhalt des vierten Bandes.

		Seite
1.	Wieder auf der Lauer	1
2.	Erklärungen	10
3.	„Unwürd'ges Weib, kalt und berechnend!"	37
4.	Ein Wiedersehen und eine Erklärung	54
5.	Der Verrath hat sein Aergstes gethan	71
6.	Umgarnt	98
7.	Larkspur auf der Fährte	108
8.	Auf der Spur	128
9.	„O, über alle Maßen falsch!"	143
10.	„Dein Tag ist gekommen!"	182
11.	Entlarvt!	203
12.	Wie die Saat, so die Ernte	220





